



Report

Magazin für Kunst und Zivilgesellschaft
in Zentral- und Osteuropa

Magazine for Arts and Civil Society
in Central and Eastern Europe

Print Issue 1/2007

Kontakt. The Arts and Civil Society Program
of Erste Bank Group

www.kontakt.erstebankgroup.net

Cover: Ausschnitt aus Sanja Iveković's „The Black File“,
1976, 12-teilige Collage aus Zeitungsausschnitten.
Courtesy: Kontakt. Die Kunstsammlung der
Erste Bank-Gruppe

Cover: Detail from Sanja Iveković's "The Black File",
1976, 12-part collage series of magazine clippings.
Courtesy: Kontakt. The Art Collection of
Erste Bank Group

Inhalt

- 4 Vorwort**
Dienstmädchen des 21. Jahrhunderts
Antje Mayer, Manuela Hötzl
- 6 Dem Osten gehen die Frauen aus**
Frauen verdienen ihr Geld im Westen,
die Männer führen den Haushalt
Sibylle Hamann
- 10 Küche, Kinder, Kommunismus**
Ein Gespräch mit der Historikerin
Marija Wakounig über Frauen
in Ost und West
Antje Mayer
- 14 4 Kommentare**
Wie steht es um die Emanzipation der Frauen
in Ihrem Land?
Sebastian Fasthuber
- 18 Täglich frische Mädchen**
An der Grenze Tschechiens kämpft die Sozialarbeiterin
Ludmilla Irmscher gegen den Frauenhandel
Florian Klenk
- 20 THE BLACK FILE**
Collage von Sanja Iveković
- 24 Was soll ich fürchten?**
Ein Gespräch mit Jewgenija Albaz über den
gefährlichen Journalistenalltag in Russland
Eduard Steiner
- 28 Die Umerziehung der schwarzen Witwen**
Die letzte publizierte Reportage
der ermordeten Journalistin Anna Politkowskaja
über Tschetschenien
Anna Politkowskaja (†)
- 32 Das Ding mit dem Balkan**
Ein Gespräch mit den Galeristinnen Grita Insam (A) und
Andreiana Mihail (RO) anlässlich der VIENNAFAIR
Nina Schedlmayer
- 36 „Kontakt“-Projekte. News**
- 39 Impressum**

Contents

- 5 Editorial**
Domestic Maids in the 21st Century
Antje Mayer, Manuela Hötzl
- 8 Eastern Europe is running out of Women**
Women earn their money in the West, while the
men do the housekeeping
Sibylle Hamann
- 12 Kids, Kitchen, Communism**
Conversation with historian
Marija Wakounig about women
in the East and the West
Antje Mayer
- 14 4 Statements**
What is the status of female emancipation
in your country?
Sebastian Fasthuber
- 20 THE BLACK FILE**
Artwork by Sanja Iveković
- 22 Fresh Girls Daily**
On the Czech border the social worker Ludmilla Irmscher
battles against women trafficking.
Florian Klenk
- 26 What should I be afraid of?**
A conversation with Jewgenija Albaz about the dangerous
everyday world of a journalist in Russia
Eduard Steiner
- 30 The Man who gave second Chances**
The last published report about Chechnya
by the murdered journalist Anna Politkovskaya
Anna Politkovskaya (†)
- 34 The Balkans Thing**
A conversation with the gallery owners Grita Insam (A) and
Adriana Mihail (RO) on the occasion of VIENNAFAIR
Nina Schedlmayer
- 37 "Kontakt" Projects. News**
- 38 The tranzit Program Spring / Summer 2007**
- 39 Imprint**

Vorwort

Dienstmädchen des 21. Jahrhunderts

Der Schwerpunkt „Frauen in Ost und West“ war schon lange angedacht, denn das Thema umfasst die gesellschaftlichen Bereiche unseres Lebens, die jeden von uns, Frau wie Mann, täglich und damit am intensivsten berühren: Partnerschaft, Familie, Mutter- und Vaterschaft, Kinder, Liebe, Gesundheit, Bildung, Job. Es ist erstaunlich, wie sehr das Verhältnis zwischen Frauen und Männern als Seismograf des Zustandes, der Identität, einer Gesellschaft dienen kann. Vor dem Hintergrund einer zunehmenden Globalisierung wird im Zuge eines neuen Bedürfnisses nach nationaler und gesellschaftlicher Selbstfindung – vor allem auch in Osteuropa – wohl gerade deswegen derzeit über Themen wie Gleichberechtigung von Männern und Frauen, Kindererziehung und Familie so emotional und intensiv debattiert.

Mit Blick auf die jungen Demokratien in Osteuropa muss man jedoch erstaunt feststellen, dass die genannten Bereiche, etwa was die Abtreibungs- oder die Kinderbetreuungsfrage betrifft, nach 1989 eher einen Rückschritt in Richtung traditioneller Rollenbilder erfahren haben. Auch wenn nicht unerwähnt bleiben sollte, dass die Frauen nicht zuletzt wegen des männlichen Personenkults im Kommunismus letztlich auch dort an der „gläsernen Decke“ scheiterten.

So wurde nach der Wende etwa in Polen die Abtreibung wieder unter Strafe gestellt, wiewohl sie zu sozialistischen Zeiten erlaubt war. Viele Kinderbetreuungsstätten, die in den kommunistischen Ländern gratis oder gegen ein geringes Entgelt besucht werden konnten, wurden in Zeiten des marktwirtschaftlichen Renditedenkens aus Kostengründen geschlossen. Nicht zuletzt deswegen zogen sich Frauen – gezwungenermaßen – in den letzten 18 Jahren eher wieder aus dem Erwerbsleben zurück, während sie vor der Wende voll berufstätig, auch in traditionell männlich besetzten Bereichen, sein konnten. Dass Paare zunehmend weniger oder gar keine Kinder mehr bekommen, stellt in den Ländern der Europäischen Union mittlerweile ein ernst zu nehmendes Problem dar. Frauen aus Osteuropa arbeiten aufgrund der angespannten Arbeitsmarktlage oft – größtenteils illegal – als Altenpflegerinnen, Putzfrauen oder Prostituierte im Westen, während ihre Männer zu Hause sich – bestenfalls – um den Haushalt und die Kinder kümmern. Ein neues, altes „Dienstmädchenphänomen“, das man ursprünglich aus dem 19. Jahrhundert kennt und das als längst überholt galt.

Aber es gibt auch Positives zu berichten, mehr und mehr, von den Heldinnen des Alltags, den Erfolgreichen, den Frauen, die Gleichberechtigung leben und täglich immer wieder umzusetzen versuchen. Von all jenen Frauen erzählen wir im vorliegenden „Report“ und sind uns bewusst, dass die Beiträge diesmal teilweise ernst geraten sind. Aber das Thema ist wohl leider immer noch ernst, es ist ernst zu nehmen, eine hochpolitische Angelegenheit, über die es sich für Männer wie Frauen gleichermaßen nachzudenken lohnt.

In diesem Sinne verbleibt herzlichst
das Redaktionsbuero
Antje Mayer und Manuela Hötzl

www.redaktionsbuero.at

www.kontakt.erstebankgroup.net/report

Domestic Maids in the 21st Century

The focus on “Women in the East and in the West” is long overdue, as this theme includes those social areas of our lives that we come into daily contact with and therefore most intensively touch each of us, man and woman alike: partnership, family, motherhood and fatherhood, children, love, health, education and work. It is astonishing how the relationship between women and men can serve as a seismograph on the condition of a society, its identity. On account of this, and against a background of increasing globalisation and in context of a need for a new national and social self-discovery, above all in Eastern Europe, current themes such as equal rights between men and women, the rearing of children and the family are being so emotionally and intensively debated.

Taking a look at the young democracies in Eastern Europe one notices with a degree of astonishment that many of the discussions going on there at the moment, for example regarding abortion and child-care, led to a return to traditional role models after 1989. Although it ought to be said that, due at least in part to the male personality cult of Communism, women under that system ultimately also failed to break through the “glass ceiling”.

After the fall of Communism, although it had been allowed during the socialist era, abortion was again made punishable in Poland. Many childcare facilities that could be used free of charge or for a small fee in communist countries were closed down for reasons of costs in the era of market-economy and profit-oriented thinking. Due in part to this situation many women have found themselves forced to withdraw from working life over the last 18 years, whereas before the collapse of the Iron Curtain they had been able to work full time, also in traditionally male dominated professions. The increase in couples having fewer or no children at all has by now become a serious problem in the EU. Due to the difficult job situation in their own countries women from Eastern Europe work (generally illegally) as carers of the elderly, cleaning women or even as prostitutes in the West, while their husbands at home look after the household and the children – in the best of cases. This is a new and yet old “domestic maid” situation with exchanged role models that we know originally from the 19th century and had thought was long outdated.

But there are, increasingly, also positive things to report, the everyday heroines, the successful women and those who simply live with equality and attempt to implement it on a daily basis.

We relate the stories of all these women in the current “Report”, and we are aware that this time the contributions are of a more serious nature, but the theme is unfortunately still a serious one, one that should not be taken lightly, a highly political matter that is worth contemplation by both men and women.

With kind regards,
Redaktionsbuero
Antje Mayer und Manuela Hötzl

www.redaktionsbuero.at
www.kontakt.erstebankgroup.net/report

Dem Osten gehen die Frauen aus

Was hat das kleine Örtchen Lučenec in der Slowakei mit den ostdeutschen Plattenbauvierteln in Marzahn und Mecklenburg-Vorpommern gemeinsam? Die Frauen gehen von dort weg, um fern der Heimat den Lebensunterhalt für ihre Familie zu verdienen, während die Männer zu Hause den Haushalt führen. Ein aus der Krise geborenes Experiment der vertauschten Geschlechterrollen, mit großen Konflikten. Eine Reportage.

– Text von SIBYLLE HAMANN –

Mittwochs und samstags wird in Lučenec immer geputzt. Die Männer holen morgens den Mopp aus dem Abstellkammerl, die Kinder werden zum Wischen und Staubsaugen eingeteilt. Denn mittwochs und samstags kommt die Mama von der Arbeit heim. Und da soll es halbwegs sauber sein.

Lučenec ist eine verschlafene Kleinstadt in der südlichen Slowakei, nahe der ungarischen Grenze. Die Fußgängerzone im Zentrum wird eben neu gepflastert. Der Ort verfügt über zwei Billa-Supermärkte, zwei Bankomaten, eine barocke Kirche, eine Pizzeria „Europa“, einen Eissalon, ein Sonnenstudio und einen jährlichen Angelwettbewerb. Es gibt Apfelbäume und ein paar Kühe. Es ist recht schön in Lučenec. Aber es gibt keine Arbeit. Die große Textilfabrik am Stadtrand hat zugesperrt.

Seit es in Lučenec keine Arbeit mehr gibt, geht in den adretten Einfamilienhäuschen Seltsames vor sich. Ein Phänomen macht sich bemerkbar, das man auch anderswo in osteuropäischen Krisenregionen beobachten kann: Die Geschlechterverhältnisse verkehren sich ins Gegenteil. Die Frauen gehen Geld verdienen, die Männer bleiben daheim und kümmern sich, mehr oder weniger freiwillig, um den Haushalt. Beide, Männer wie Frauen, hatten nach dem Zusammenbruch der Planwirtschaft ihre Jobs in den Fabriken verloren. Die Frauen grämten sich, rissen sich zusammen und begannen neu. Die Männer grämten sich und sind bis heute arbeitslos. „Sie haben resigniert“, sagt Danka.

Danka, 48 Jahre alt, eine schmale, kantige Frau, ist heute Pflegerin. Eine von jenen Tausenden „Illegalen“, die sich in Österreich um Alte, Kranke und Einsame kümmern – nicht in Pflegeheimen, sondern in deren privaten Wohnungen. Dankas Geschichte ist typisch für die Frauen dieses Landstrichs. Sie war bis zur Wende in der technischen Abteilung einer Maschinenfabrik angestellt. Damals produzierte das Werk Gabelstapler für die sozialistischen Länder und be-

schäftigte 700 Arbeiter. Heute stellt es mithilfe von 29 Arbeitern Kaminöfen für den Export in den Westen her. Für Danka gibt es hier nichts mehr zu tun.

Damit wollte sie sich nicht abfinden. Sie hat ein Haus mit Garten, zwei studierende Kinder, einen arbeitslosen Mann, der früher Automechaniker war. Sie hat keine Zeit zum Stillsitzen – und sie ist stolz. „Ich will das Haus nicht verlieren. Ich will nicht, dass meine Kinder in Armut aufwachsen. Deswegen musste ich etwas tun“, sagt sie.

Die Chance, die sich auftat, war die Pflege. Das örtliche Arbeitsamt bietet Kurse für Krankenschwestern an und viele, sehr viele Frauen haben diese belegt. Lučenec ist so zum „Sammelbecken der Pflegerinnen“ geworden. Der Ort liegt nah genug bei Österreich, sodass sich das Hin- und Herfahren lohnt. Die Schicht, während der die Pflegerinnen rund um die Uhr bei ihren Patienten wohnen, dauert im Normalfall 14 Tage. Anschließend kommen die Frauen, entweder mittwochs oder samstags, für zwei Wochen nach Hause. 45 Euro Taschengeld gibt es pro Tag, 630 Euro für zwei Wochen. Das ist viel im Vergleich zu einer Krankenschwester im örtlichen Spital, die im Monat umgerechnet 200 bis 300 Euro verdient.

Selbstverständlich ist es ein Job, den Männer ebenso gut machen könnten. Aber irgendwie kriegen sie das nicht so recht hin, hat Danka festgestellt: „Da herrscht sehr viel Nähe, es ist emotional und körperlich enorm anstrengend. Das hält ein Mann nicht so leicht aus.“ Vielleicht – aber das schwingt in ihren Worten nur unterschwellig mit – sind sich die Männer auch einfach zu schade für diese Art Arbeit. Weil man dabei keine Maschinen bedient, keine Knöpfe drückt, weder ein Werkzeug noch ein Lenkrad in der Hand hält. Weil es sich eben, in ihren Augen, um keine „richtige“ Arbeit, sondern um Frauenkram handelt.

Es wird für die Männer wohl gar nicht so einfach sein, beobachten zu müssen, dass „Frauen-

kram“ in diesen Zeiten, in dieser Gegend, unter diesen Umständen, mehr Einkommen abwirft als die Tätigkeiten, die sie selbst gelernt haben. Ähnliches geschieht an vielen Orten, an denen die industrielle Produktion, unwirtschaftlich, wie sie war, zusammenbrach – und mit ihr die heroische Aura des muskulösen, schwitzenden männlichen Industriearbeiters. Wenn sich hier neue Arbeitsmöglichkeiten auftun, dann meist in klassischen Frauennischen: im Tourismus, in privaten Dienstleistungen, überall dort, wo Improvisation gefragt ist. Wo man keine Maschinen braucht und bei der Arbeit nicht schwitzt. Wo sich jedoch ständig von einem Tag zum anderen alles ändern kann.

Danka und ihre Kolleginnen haben sich schon mehrmals im Leben „neu erfunden“. Als es mit der Technikerinnen-Karriere vorbei war, haben sie sich einen Satellitenanschluss besorgt und vor dem Fernseher Fremdsprachen geübt. Sie haben sich Kassetten zum Üben bestellt. Sie haben pflegen gelernt, weil in Österreich Pflegerinnen gebraucht werden. Sie hätten etwas anderes gelernt, wenn in Österreich etwas anderes gefragt wäre. Sie wären sich auch nicht zu schade, putzen zu gehen.

Dass sich Frauen leichter tun, ihre Biografien an politische Umwälzungen anzupassen, kann man auch anderswo beobachten. Im Osten Deutschlands zum Beispiel. Marzahn in Berlin, einst Wohnviertel der DDR-Elite, ist heute ein Schauplatz der Krise. Der Wind pfeift zwischen den lang gezogenen Quadern der Plattenbauten durch. Die zerzausten Hecken auf den Grünstreifen können ihm wenig entgegensetzen. „Die Platte“ wirkt besser als ihr Ruf: Sie wurde saniert und in niedlichen Pastelltönen angepinselt. Doch die Monotonie im Einzelhandel, die über Kilometer hinweg ewig gleiche Abfolge von monströsen „Aldi“- und „Lidl“-Märkten, verrät, dass hier keine hedonistisch-elitären Trendsetter zu Hause sind, sondern die „Abgehängten“. Marzahn ist kein Slum. Die Armut ist nicht sichtbar. Aber wenn vor der Pfarre Gratis-Essen

verteilt wird, bildet sich eine lange Schlange von Wartenden. Jeder Vierte ist arbeitslos.

Im Erdgeschoß eines schmucklosen Wohnblocks ist „Marie“ untergebracht, eine Berufsberatungsstelle für Frauen. Karin Gaulke hat hier jeden Tag mit den klassischen Symptomen des Umbruchs zu tun: Arbeitslosigkeit, Schulden, Sinnkrise. Doch sie hat dabei eine ähnliche Beobachtung gemacht wie Danka in Lučenec: dass Frauen mit der Krise irgendwie produktiver umgehen. „Frauen arbeiten ja ohnehin immer, im Haushalt zumindest“, sagt Gaulke. „Die haben was zu tun, fühlen sich nicht so schnell überflüssig.“

Auch in Marzahn arbeiteten viele Frauen vor der Wende in technischen Berufen. Sie waren Zerspanungsfacharbeiterinnen oder standen an der Fräsmaschine. Das Selbstbild der Amazone an der Maschine haben sie jedoch über Nacht abgestreift wie ein altes Hemd. Bisweilen irritiert es die Beraterin sogar, wie schnell das ging; wie bereitwillig sich ihre Klientinnen sofort auf klassische Frauenberufe umschulen ließen, auf Verkäuferin oder Sekretärin. Man sei in der DDR in die technische Ausbildung „irgendwie reingerutscht“, ohne dies wirklich zu wollen, man habe es sich ja damals nicht wirklich aussuchen können, hört Gaulke oft. Sie findet für dieses seltsame Phänomen nur eine mögliche Erklärung. Der technische Beruf sei für Frauen in der DDR häufig nur eine Formalität gewesen. Vielfach waren sogenannte „Ingenieurinnen“ bloß Zuarbeiterinnen, ohne Eigenverantwortung, ohne Entscheidungskompetenz. Oder sie waren für klassische weibliche Nischen zuständig: die Aufzeichnung der Arbeitszeiten, das Archiv, die Kulturabteilung. Da gab es für die Frauen nach der Wende nicht viel zu verlieren. Da war mehr zu gewinnen, wenn man sich „neu erfand“. So fiel es leicht, loszulassen. Leichter als jenen, deren Selbstbild einen großen Sprung bekam: den Männern.

Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, was den arbeitslosen Frauen von Marzahn in

diesen Tagen am meisten Sorgen bereitet: die Arbeitslosigkeit ihrer Ehemänner. Dass jene mit der Leere nicht zurechtkommen. Dass sie sich gehen lassen. Dass sie abstürzen. „Ich komme schon klar“, sagen sie der Beraterin, „aber was tue ich, wenn mein Mann zu trinken beginnt?“ Um zu sehen, wie berechtigt diese Angst ist, muss man bloß ein Stück weiter nach Nordosten fahren. Links sind Bäume, rechts sind Bäume, in der Mitte Zwischenräume: Das ist Mecklenburg-Vorpommern, das weite, flache Land an der Ostsee, das die höchste Arbeitslosenrate Deutschlands und gleichzeitig den größten Männerüberschuss aufweist. Die beiden Dinge hängen miteinander zusammen. Denn die arbeitslosen Männer haben resigniert und sind geblieben. Die arbeitslosen Frauen hingegen haben sich selbst am Schopf gepackt und sind weggezogen, in Richtung Westen, um etwas Neues zu suchen.

Was bedeutet es für eine Gesellschaft, wenn auf 100 junge Männer nur noch 85 junge Frauen kommen? Man kann es erahnen, wenn man einen Blick in die Statistik wirft: Die Einwohner von Mecklenburg-Vorpommern haben die niedrigste Lebenserwartung von ganz Deutschland, gleichzeitig gibt es hier die meisten tödlichen Verkehrsunfälle und die höchsten Raten an alkoholbedingten Lebererkrankungen und übergewichtigen Personen.

Auch in Lučenec ist nicht alles Wonne, seit die Frauen zum Arbeiten nach Österreich pendeln. Es herrschen Spannungen in den Familien, es gibt gekränkte Eitelkeiten und Verschiebungen in den Rollenbildern, über die nur verschämt gesprochen wird. Nicht jedes männliche Ego kann damit umgehen, mit dem Wischmopp in der Hand darauf zu warten, dass endlich die Ehefrau nach Hause kommt. Und nicht jede Pflegerin kommt mit dem schlechten Gewissen zurecht, das sie, wenn sie unterwegs ist, auf Schritt und Tritt mitschleppt. „Ich weiß, dass mein Mann daheim mit Bemerkungen darüber gehänselt wird, was ich in Wien wohl mache“, sagt Danka.

Sie quält sich mit Zweifeln, ob sie ihre Kinder so lange allein lassen darf. Ob sie nicht besser am Krankenbett ihrer alten Mutter hätte sitzen sollen statt sich um eine fremde Frau in Wien zu kümmern. Ob ihre Ehe das aushält? Die Arbeit zehrt an den Nerven, am Körper, an den Beziehungen. Danka magert während der zwei Wochen in Österreich jedesmal um vier, fünf Kilo ab. Sie raucht dort fünfmal so viel wie daheim. Aber die Frauen werden, trotz aller Zweifel, am nächsten Samstag wieder in den Kleinbus steigen und losfahren. Was sie machen, ist ein aus der Krise geborenes Experiment mit Risiko und ungewissem Ausgang. Doch was sollten sie sonst tun, als daran teilzunehmen?

Sibylle Hamann ist Auslandsredakteurin des österreichischen Nachrichtenmagazins „profil“. Im März 2007 ist ihr Buch „Dilettanten unterwegs. Journalismus in der weiten Welt“ (Picus-Verlag, Wien) erschienen.

Eastern Europe is running out of Women

What does the small town of Lučenec in Slovakia have in common with the East German prefabricated concrete housing estates in Marzahn or with Mecklenburg-Vorpommern? The fact that women are leaving to earn money to support their families, while the men do the housekeeping. This experiment in swapping traditional gender roles was born out of a crisis, and conflicts are never far removed. A report.

— Text by SIBYLLE HAMANN —

Wednesdays and Saturdays are cleaning days in Lučenec. In the morning the men fetch the mops out of the cleaning closet, and the children are organised to help vacuum and dust. On Wednesday and Saturday Mom comes home from work and so the home should look more or less clean and tidy.

Lučenec is a small sleepy town in southern Slovakia, close to the Hungarian border. The pedestrian zone in the centre has been newly paved. There are two Billa supermarkets, two ATMs, a Baroque church, a pizzeria called “Europa”, an ice cream parlour, a sun-tanning studio and an annual fishing competition. There are apple trees and a few cows. It is very nice in Lučenec. But there isn’t any work there; the large textile factory on the edge of town has closed down.

Ever since work dried up in Lučenec something strange has been happening in the neat little single-family houses: it is a phenomenon that can be observed in other eastern European crisis regions, too. The relationship between the sexes is changing: women are going out to earn money while the men stay at home and look after the housekeeping, more or less voluntarily. Both men and women lost their jobs in the factories after the collapse of the planned economy. The women lamented, pulled themselves together and started anew. The men lamented and are still without work. “The men have just given up”, says Danka.

Danka, a 48-year old, slender, angular woman, is today a nurse. One of the thousands of “illegals” who look after the sick, the elderly and the lonely in Austria: not in nursing homes but in their private apartments or houses. Danka’s story is typical of this area. Until the collapse of Communism she was employed in the technical

department of a machine factory. At that time the factory produced forklift trucks for socialist countries and employed 700 workers. Today it has 29 workers and produces stoves for export to the West. For Danka there was no more work there.

But she refused to resign herself to the situation. She has a house with a garden, two children who are still at school and an unemployed husband who was once a car mechanic. She has no time to sit still, and she is proud: “I don’t want to lose the house. I don’t want my children to grow up in poverty. That was why I had to do something”, she says.

The chance that came up was home nursing. The local employment office offered courses for nurses and many women applied for them. Lučenec thus became the “Valley of the Carers”. It is close enough to Austria to make it worthwhile to travel back and forth. The shift during which the carers live with their patients normally lasts 14 days, then, either on a Wednesday or a Saturday, they come home for two weeks. They earn 45 euro a day, 630 for two weeks. That is a lot in comparison to a nurse in a local hospital who earns between 200 and 300 euro a month.

Naturally, this is a job that men could also easily do. But somehow or other the men cannot manage it so well, Danka has noticed: “There is a lot of physical closeness, it is emotionally and physically extremely demanding. A man can’t accept that kind of thing so easily.” Perhaps – and you feel this is implied in what she says – the men regard themselves as too good for this kind of work. Because one doesn’t use a machine, press a button, hold a tool or a wheel in the hand. Because, as they see it, it is not “real work”, but “women’s business”.

It won’t be so easy for men when they are forced to see that “women’s business” in these times, in this region, and under these circumstances brings in more income than the occupations that they were trained for. The same kind of thing is happening in many places where uneconomic systems of industrial production have collapsed and with them the heroic aura of the muscular, sweaty male industrial worker. When new kinds of job opportunities arise here it is generally in classic women’s areas such as tourism, or private service industries; everywhere where improvisation is called for. Where no machines are needed and no sweat is produced, but where everything can change from one day to the next.

Danka and her colleagues have reinvented themselves a number of times during their lives. When her career as a technician was over she bought a satellite connection and practiced foreign languages in front of the television. She learnt nursing because nurses are needed in Austria; she would have learnt something else if it had been needed in Austria. She wouldn’t think it beneath her to go out to clean other people’s homes.

It can also be observed elsewhere that women find it easier to adapt their biographies to political changes. Eastern Germany is one example. Marzahn in Berlin, once the residential district of the GDR elite, is today a scene of crises. The wind whistles between the elongated pre-cast panel housing blocks and the battered hedges on the strips of grass between them offer it little resistance. The “Platte” (slab) looks better than its reputation. It has been renovated and painted in sweet pastel shades. But the monotony of the retail units, the same unvarying sequence of monstrous Aldi and Lidl supermarkets that

is repeated for kilometres reveals that it is not hedonistic trendsetters who live here but those who have lost their connection to society. Marzahn is not a slum. The poverty is not visible but when free meals are distributed in front of the parish hall there is a lengthy queue. One person in four is unemployed.

"Marie", a job advice centre for women, is located on the ground floor of a bare housing block. Karin Gaulke is confronted every day here with the classic symptoms of political change: unemployment, debts, and the pointlessness of life. But she has made much the same observations as Danka in Lučenec: that in some way or other women deal with a crisis more productively. "Women work all the time in any case, at least in the home", says Gaulke, "they have something to do, and they don't feel superfluous so quickly."

In Marzahn many women worked in technical jobs before the collapse of the political system. They were skilled metal workers or stood at a lathe. But overnight they have taken off the image of the Amazon at a machine just like an old shirt. At times the counsellor is irritated by how quickly this happens, by how willing her clients are to retrain in classic women's jobs such as sales person or secretary. In the GDR one sort of "slipped into" technical training, without really wanting to, and one could not really choose what one wanted, Gaulke is often told. She finds only one possible explanation for this strange phenomenon. For women in the GDR the "technical" aspect of the job was often just a formality, in many cases so called "female engineers" were just assistants without any responsibility, and without the power to make decisions. Or they were responsible for classic female niches: recording working hours, the archives, or the

culture department. After the political changes women did not have much to lose. There was more to be gained if one could reinvent oneself. It was easy to let go. Easier than for those who really were forced to awaken from the dream of a secure self-image: the men.

Against this background it is not surprising that what causes the unemployed women in Marzahn the greatest difficulty these days is their husbands' unemployment. The fact that the men cannot cope with the emptiness, that they might let themselves go, or fall off the bandwagon. "I can manage" they tell the counsellor, "but what should I do if my husband starts to drink?". To see how justified this fear is one only has to travel a little further northeast. Trees on the left, trees on the right, in the middle the space in between. This is Mecklenburg-Vorpommern, the broad, flat region on the Baltic that has Germany's highest unemployment rate and, at the same time, the greatest surplus of men. These two facts are related. The unemployed men have resigned to their fate and have stayed here. The unemployed women have pulled themselves up by their bootlaces and have moved west to find something new.

What is the effect on a society when there are only 85 young women for 100 men? One can gain some idea by taking a look at the statistics: Mecklenburg-Vorpommern has the lowest life expectancy in the whole of Germany, at the same time it also has the highest number of fatal road accidents and the highest rate of alcohol-related liver disease.

In Lučenec, too, not everything is ideal since the women started commuting to Austria to work; there is tension in families, injured sensibilities and distortions of the traditional role images, which people talk about only with embarrass-

ment. Not every male ego can deal with waiting with a mop in the hand until his wife finally arrives home. And not every nurse can cope with the guilty conscience that she carries with her all the time when she is travelling. "I know that at home people tease my husband about what I do in Vienna", says Danka. She is troubled by doubts about whether she should leave her children alone for so long, about whether she should not have sat at the sickbed of her old mother rather than looking after a stranger in Vienna. She thinks about how this could affect her marriage. The work is a strain on her nerves, her body and her relationships. Danka loses four or five kilos every fortnight she is in Austria. She smokes five times as much as at home. But, despite all their doubts, the women will board the mini-bus next Saturday and drive off again. What they do in Lučenec is an experiment born out of a crisis, with a risk and an uncertain outcome. But what else can they do other than take part in it?

Sibylle Hamann is foreign correspondent for the Austrian news magazine "profil". Her book "Dilettanten unterwegs. Journalismus in der weiten Welt" has appeared in Picus-Verlag Vienna in March 2007.

Küche Kinder Kommunismus

Antje Mayer: Wie war es um die Gleichberechtigung von Frauen und Männern in den Ländern des einstigen Ostblocks und im ehemaligen Jugoslawien bestellt?

Marija Wakounig: Es ist immer noch ein großes Problem, das im Nachhinein zu beurteilen, da bis heute nicht ausreichend Zahlen, Studien und wissenschaftliche Publikationen zum Thema Genderforschung in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa vorliegen, auch wenn sich in diesem wissenschaftlichen Bereich in den vergangenen Jahren enorm viel getan hat, es einen regen wissenschaftlichen Austausch zwischen ost- und westeuropäischen Forscherinnen gibt und dadurch inzwischen auch der besonders von den Südosteuropäerinnen beklagte „westliche Methodenimperialismus“ etwas zurückgedrängt werden konnte. Man darf nicht vergessen, dass der aktuelle Genderdiskurs in den ost-, ostmittel- und südosteuropäischen Ländern nicht aus einer politischen Frauenbewegung heraus – wie im Westen – entstanden ist. Die Frauengruppen waren im Kommunismus ja staatlich gelenkt.

Zur Frauen- und Genderthematik im gesamtosteuropäischen Raum gibt es nicht viele Publikationen. Das von mir im Jahr 2003 herausgegebene Buch „Die gläserne Decke. Frauen in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa im 20. Jahrhundert“, an dem meine in- und ausländischen Kolleginnen und Kollegen mit ihren Beiträgen mitgewirkt und anlässlich dessen sie mit mir gemeinsam eine Ringvorlesung gehalten haben, kann in dieser Hinsicht als erste deskriptive Synthese betrachtet werden.

Wie viel wusste man im Osten über die Frauenbewegungen im Westen?

Es gab durchaus Kontakte mit westlichen Frauenbewegungen, besonders kurz vor der Wende in den achtziger Jahren. Die Situation war aber für die Aktivistinnen sehr schwierig. Dissidentinnen aus Leningrad publizierten zum Beispiel 1979 in Paris im Samizdat – also im Eigendruck im Untergrund – einen Bericht, der über die Ungleichheit der Frauen in der Sowjetunion informierte, die schlimmen Zustände in den Abtreibungskliniken und die Brutalität der Männer gegenüber den Frauen innerhalb der Familie

anprangerte, was sie mit dem großen Problem des Alkoholismus in der Sowjetunion in Zusammenhang brachten. Die Verfasserinnen wurden vom KGB observiert und 1981 aus diesem Grund sogar des Landes verwiesen. Natalija Rimasevskja beschrieb 1968/69 in einer empirischen Erhebung für die Stadt Taganrog etwa, dass Frauen mit Kindern beruflich weniger Chancen eingeräumt, sie deutlich schlechter bezahlt würden und so weiter. Diese Studie konnte erst 20 Jahre später veröffentlicht werden.

Im Allgemeinen war man doch in den kommunistischen Ländern dem Westen hinsichtlich der Gleichberechtigung von Frau und Mann um einiges voraus?

Was wir mit Sicherheit sagen können, ist, dass der Erste Weltkrieg und die Nachkriegsordnung in den meisten osteuropäischen Ländern einen sogenannten Turn-around auslösten, als sich herausstellte, dass die weibliche Bevölkerung die soziale Infrastruktur und das gesellschaftliche Leben aufrechterhalten hatte. Aus ihren „Verdiensten für die Menschlichkeit“ und ihrem Revolutionseinsatz in Russland konnten die Frauen in den meisten osteuropäischen Ländern „Kapital“ schlagen, und sei es nur das Wahlrecht gewesen. An den alten Rollenbildern änderte das freilich nicht viel. Vollkommen ausgeschlossen waren die Frauen in Jugoslawien. Sie durften erst ab 1946 wählen. Besonders liberal zeigte man sich in der Zwischenkriegszeit aber in Russland beziehungsweise in der Sowjetunion, wo 1917 immerhin die Zivilehe eingeführt, das Scheidungsrecht liberalisiert, 1918 die Geschlechtergleichheit im privaten und öffentlichen Leben verankert und 1920 sogar der Schwangerschaftsabbruch freigegeben wurde.

Und blieb es dabei?

Etwas verkürzt kann man sagen, dass es in den dreißiger Jahren im gesamten osteuropäischen Raum – in Folge der sozioökonomischen Veränderungen – zu einer Aufwertung traditioneller Rollenbilder kam. Der spürbare Geburtenrückgang führte zu unterschiedlichen staatlichen Gegenmaßnahmen: In der Sowjetunion zum Beispiel kriminalisierte man die Abtreibung

aus demografischen Gründen wieder und propagierte seit 1935 vermehrt den Stellenwert der Familie als sozialistischen Mikrokosmos für die sowjetische Gesellschaft. Stalin schrieb 1936 in einem Beitrag für die Zeitung „Rabota“, dass Kinderkriegen keine Privatangelegenheit, sondern eine ehrenvolle Pflicht der Frau sei. Den „Ženskij vopros“ – die Frauenfrage – sah man zu dieser Zeit offiziell als „gelöst“ an. Im Königreich Jugoslawien zum Beispiel wurden Alleinlebende beziehungsweise kinderlose Paare höher besteuert und Mehrkinderfamilien gratifiziert. In Slowenien befasste sich eine Publikation mit dem drohenden „biologischen Selbstmord einer Nation“ und wies den „selbstsüchtigen“ Frauen die Schuld daran zu.

Sowjetische Frauen galten bis in die achtziger Jahre geradezu als Weltmeisterinnen des Schwangerschaftsabbruchs. Stimmt das auch wirklich?

Die Aufklärung bezüglich der Empfängnisverhütung war schlecht. Es gab keine Pille und die Qualität der Kondome ließ zu wünschen übrig. Abtreibung stellte die meistverwendete Methode der „natürlichen“ Geburtenregelung dar. Sie wurde oft unsachgemäß durchgeführt, war gesundheitsschädigend und verlief häufig tödlich. Gesellschaftlich war die Abtreibung offiziell nicht akzeptiert, sie wurde als letzter Ausweg bei medizinischer Indikation angesehen. Die Praxis sah in der Sowjetunion aber anders aus.

Wie war es um die Gleichberechtigung von Mann und Frau in den drei Jahrzehnten vor der Wende 1989 in der Praxis bestellt?

Die Sozialleistungen und das Bildungsniveau der Frauen waren in den kommunistischen Ländern bekanntlich gut. Es gab ein liberalisiertes Ehe-, Namens-, Wahl- und Abtreibungsrecht. Das ermöglichte den Frauen auf den ersten Blick – anders als teilweise anfangs im Westen – mehr Gleichberechtigung bezüglich der Männer, besonders in den siebziger und achtziger Jahren. Kindertagesstätten waren unentgeltlich, ab den siebziger Jahren waren sie in einigen wenigen Staaten gegen Bezahlung eines Selbstkostenbeitrags zugänglich. Ab 1976 zum Beispiel

In vielen Ostblockländern sowie in Jugoslawien gab es ab den sechziger Jahren ein liberalisiertes Ehe-, Namens-, Wahl- und Abtreibungsrecht als Ausdruck einer klassenlosen Gesellschaft. Frauen verfügten über ein hohes Bildungsniveau, sie konnten traditionell männliche Berufe ergreifen, Kinderbetreuungsstätten wurden flächendeckend umsonst – oder gegen ein geringes Entgelt – zur Verfügung gestellt. Slowenischen Vätern war es ab Mitte der siebziger Jahre möglich, in Karenz zu gehen. In Fragen der Gleichberechtigung von Frauen und Männern war man dem Westen damit – augenscheinlich – oft voraus. Wir sprachen mit Marija Wakounig, Professorin am Institut für Osteuropäische Geschichte in Wien, Historikerin und Herausgeberin der Essaysammlung „Die gläserne Decke. Frauen in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa im 20. Jahrhundert“.

– ANTJE MAYER im Gespräch mit MARIJA WAKOUNIG –

konnten die Väter in Slowenien den Karenzurlaub zur Hälfte in Anspruch nehmen. Generell ist zu bemerken, dass die in den jeweiligen Verfassungen verankerte Gleichberechtigung auch vorsah, dass Frauen in traditionell männlichen Berufen Fuß fassen konnten. Das oft bemühte Bild der weiblichen Straßenbauarbeiterin blieb trotzdem die Ausnahme.

Die Kinderbetreuung lag jedoch nach wie vor in den Händen der Frauen?

Die Gesellschaft blieb traditionell, vielleicht auch konfessionell bedingt, patriarchalisch. Dieses Modell überlebte alle politischen Systeme – bis heute.

Die Kinderbetreuung war und blieb Frauensache. Den sogenannten Babuschkas, Großmüttern, kam dabei eine enorm wichtige Rolle zu, besonders im ländlichen Raum. Während die Mütter in die Stadt arbeiten gingen, vielleicht unter der Woche gar nicht anwesend waren, sorgten die Großmütter für die Erziehung der Kinder. Ein Modell, das sehr verbreitet war. Frauen berichteten, dass sie die Oma als Mutter und die leibliche Mutter als Freundin akzeptiert und angenommen hätten. Jene Männer, die in Slowenien in Karenz gingen, mussten sich den Spott, ein „Mehkuzec“ – das bedeutet etwa so viel wie ein „Softie“ – zu sein, gefallen lassen, aber immerhin zwei Prozent nahmen das Angebot dann doch wahr. 1990/91 sank die Zahl unter ein Prozent. In einem marktwirtschaftlich orientierten System fanden sich die meisten Männer trotz des lohnabhängigen Karenzgeldes als karenzierte Väter gesellschaftlich nicht mehr akzeptiert.

Und auf den Tribünen der kommunistischen Macht saßen letztlich keine Frauen. Die grauen Politikader waren doch allesamt Männer?

Das kommunistische System war per se männerzentriert. Darauf verweist auch der männliche Personenkult. Ich nenne dabei nur Tito, Stalin oder Živkov. Die Frauen konnten eher auf lokaler Ebene Karriere machen. Es gab natürlich Herzeigefrauen wie Jovanka Broz Tito oder Quotenfrauen wie Ljudmila Živkova, die Ministerin für Kultur und Tochter von Todor

Živkov, dem Ersten Staatssekretär des Zentralkomitees in Bulgarien. Diese Frauen verloren in ihren saturierten Aufgabenbereichen häufig den Blick für das Wesentliche, das heißt, dass sie ihre Positionen kaum für Frauenanliegen oder den Ausbau weiblicher Netzwerke nutzbar machten.

Zu heute: In fast allen Transformationsstaaten lässt sich seit der Wende eher ein Zurückdrängen der Frauen aus der öffentlichen Sphäre beobachten. Frauen sind in Osteuropa in allen gewählten oder ernannten Körperschaften weit mehr unterrepräsentiert als in den übrigen EU-Mitgliedstaaten. Warum?

Es hat nach der Wende tatsächlich in vielen osteuropäischen Ländern erst einmal einen Rückschlag in Frauenfragen und eine Hinwendung zu traditionellen Werten gegeben, was unter anderem auch in der neu entfachten Diskussion um den Schwangerschaftsabbruch zum Ausdruck kam. In Polen ist Abtreibung inzwischen wieder unter Strafe gestellt, auch in Slowenien wurde dieses scheinbar erledigte Thema kontrovers diskutiert, jedoch dann doch nicht wieder kriminalisiert.

Wenn in einem marktwirtschaftlich orientierten System aus Wettbewerbsgründen auf einmal viele Sozialleistungen wegfallen, auf die man sich im Sozialismus stützen konnte, dann vor allem auf Kosten der Frauen und der Alten, den sogenannten Modernisierungsverlierern. Das fängt bei Kürzung von Kinderbetreuungsmöglichkeiten an, führt über die medizinische Versorgung bis hin zu niedrigen Pensionen und so fort. In Slowenien zum Beispiel hat man jedoch durch Gründung verschiedenster Vereinigungen für Frauenfragen inzwischen auf die rückläufige Entwicklung reagiert.

Sie beschreiben in Ihrem Buch einen „Frauen-Exodus auf Zeit“ in Slowenien von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts, der an die heutigen Pendlerinnen aus dem Osten erinnert, die im Westen als Altenpflegerinnen oder Putzfrauen arbeiten. Damals verließen jährlich bis zu 3.000 slowenische Küstenländerinnen unmittelbar nach der

Geburt ihres Kindes von Triest aus per Schiff ihre Heimat in Richtung Kairo und Alexandria, um dort für die reiche Oberschicht als Ammen zu arbeiten. Nicht jede kam als Alexandrinerin in Frage. Man nahm am liebsten blonde, großbrüstige, blasse „Görzerinnen“. Vom Aussehen hing nämlich deren Verdienst ab. Die daheimgebliebenen Väter akzeptierten damals den Weggang ihrer Frauen, weil der Job gutes Geld brachte. Allerdings zogen diese Arbeitsverhältnisse schwere psychische und gesellschaftliche Probleme nach sich. Die „Dienstmädchenproblematik“ ist im 21. Jahrhundert wieder aktueller denn je. Ein Thema, mit dem man sich in Zukunft vermehrt beschäftigen werden muss.

Wie sehen Ihre Wünsche für die Zukunft aus?

Ich kann nicht in die Zukunft schauen, doch die niedrigen Geburtenraten sind in Ost- und Westeuropa nicht mehr wegzudiskutieren. Ich finde es nicht in Ordnung, dass sich Frauen permanent diesbezüglich erklären müssen. Wir werden uns vielmehr alle, Männer wie Frauen, fragen müssen, wie wir in Zukunft die Familie definieren, wie wir ein kinderfreundliches Umfeld schaffen, welche Arten von Partnerschaften wir zulassen und wie man Beruf und Familie vereinbaren kann. Wichtige Schritte dahin wären die Eliminierung der sichtbaren und unsichtbaren Benachteiligung von Frauen im Erwerbs- und Gesellschaftsleben, ein lohnabhängiges Kinderbetreuungsgeld, weil es die Vaterschaft auch sozioökonomisch attraktiver machen würde, sowie ein flächendeckendes Netz von Kinderbetreuungsstätten.

Marija Wakounig ist Universitätsprofessorin am Institut für Osteuropäische Geschichte in Wien und unter anderem Herausgeberin der Essaysammlung „Die gläserne Decke. Frauen in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa im 20. Jahrhundert“, Studien Verlag, Innsbruck-Wien-München-Bozen 2003.

Kids Kitchen Communism

Antje Mayer: What was the situation as regards equal rights between men and women in the countries of the former East bloc and Yugoslavia?

Marija Wakounig: judging this in retrospect remains a great problem, as up to the present there are not sufficient studies, figures and scientific publications on the theme of gender research in Eastern, East-central and South-eastern Europe. Even though in recent years enormous progress has been made in this field and there is constant academic exchange between East and West European researchers, and the “Western imperialist methods”, which south-east Europeans in particular complain about, have been rectified to some extent. One ought not forget that the current gender discourse in Eastern, East-central and South-eastern European countries did not develop out of a political women’s movement. Under Communism women’s groups were directed by the state.

There are not many publications on women’s issues and gender issues in the entire Eastern European area. In this context the book that I published in 2003: “Die Gläserne Decke. Frauen in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa im 20. Jahrhundert”, on which a number of Austrian and foreign colleagues collaborated with their contributions and organised a circle of readings with me, can be seen as the first descriptive synthesis.

How much was known in the East about women’s movements in the West?

There were many contacts with Western women’s movements, particularly during the 1980s shortly before the fall of the Iron Curtain. The situation for activists was extremely difficult. For example in 1979 dissidents from Leningrad published in Samizdat (an underground self-publication) a report that provided information on the unequal situation of women in the Soviet Union, attacked the poor situation in the abortion clinics and the brutality of men towards

women within the family, which they linked to the major problem of alcoholism in the Soviet Union. The authors were watched by the KGB and in 1981 were even expelled from the country. For example in an empirical survey for the town of Taganrog in 1968/69 Natalija Rimasevskja described that women with children were given fewer job chances and were considerably worse paid and so forth. This study could only be published some twenty years later !

In general were the Communist countries ahead of the West as regards equal rights?

What we can say with certainty is that the First World War and the post-war order instigated a so-called turnaround in most Eastern European countries when it was revealed that the female population had preserved the social infrastructure and social life. It was possible for women in most Eastern European countries to derive benefits from their “services for humanity” and their revolutionary commitment in Russia, even if it only amounted to the right to vote. This, of course, altered little about the old role models. Women in Yugoslavia were completely excluded and only got the vote in 1946. In the interwar period Russia or the Soviet Union showed itself to be particularly liberal: civil marriage had been introduced in 1917 and divorce law had been liberalised, in 1918 the equality of the sexes in both private and public life was anchored and in 1920 termination of pregnancy was decriminalised.

Did it stay that way?

To summarise briefly one could say that in the Thirties – as a consequence of socio-economic changes – in the entire Eastern European area the significance of traditional role models began to grow again. The noticeable decline in births lead to various countermeasures: in the Soviet Union, for demographic reasons, abortion was once again made a crime, and from 1935 the value of the family was again propagated as a

socialist microcosm for Soviet society. In 1936, in an article contributed to the newspaper “Rabota”, Stalin wrote that having children was not a private affair but the honourable duty of the woman. At this time the „Ženski vopros“ (the women’s question) was seen officially as “solved”. In the Kingdom of Yugoslavia singles or childless couples were more heavily taxed and larger families were treated preferentially; in Slovenia a publication dealt with the “threat of the suicide of a nation” in which the blame was ascribed to “selfish” women.

But until the Eighties women from the Soviet Union held the record regarding abortions, isn’t that true?

Information on birth control was poor, there was no birth control pill, the quality of condoms was, to say the least, inadequate. Abortion was the most frequently used method of “natural” birth control, often carried out inexpertly, causing damage to health and not infrequently leading to death. Socially, abortion was not officially accepted, but was seen as the last resort (the so-called medical indication). But in the Soviet Union the practice was very different.

What was the situation regarding equal rights between men and women in the three decades before the collapse of Communism in 1989?

As is known the range of social services and the educational level of women in the Communist countries were good. There was liberalised legislation as regards marriage, use of married names, voting and abortion. At first glance this allowed women – in contrast to the initial situation in the West – more equality with men, particularly in the 1970s and 1980s. Children’s day-care centres were free of charge, from the 1970s in a number of countries a small financial contribution was required. For example, from 1976 Slovene fathers were allowed to take half of the “maternity” leave. In general terms it should be said that the equality anchored in the individual

In many East bloc countries as well as in Yugoslavia from the 1960s onwards there was liberalised legislation as regards marriage, the use of married names, voting and abortion that was seen as the expression of a classless society. Women had a higher level of education and could take up traditionally male professions, childcare centres were widely available, either free of charge or for a very low fee. From the mid 1970s onwards Slovene fathers had the opportunity to take paternity leave. In questions of equal rights between women and men the East was – apparently – ahead. We spoke to Marija Wakounig, Professor at the Institute for East European History in Vienna, historian and editor of the collection of essays: “Die Gläserne Decke. Frauen in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa im 20. Jahrhundert” (The Glass Ceiling. Women in Eastern, East-central and Southeastern Europe in the 20th Century).

— ANTJE MAYER talks to MARIJA WAKOUNIG —

constitutions of the different countries also envisaged women establishing themselves in traditionally male professions, however, though many efforts were made to promote it, the image of the female road construction worker remained an exception.

But childcare was still the responsibility of women?

Society remained traditional, and, conceivably due to religious influences, patriarchal. This model has survived all political systems, down to the present day.

Looking after children was and remained a matter for women. The “Babuschkas” the grandmothers, acquired an extremely important role, particularly in rural regions. Whereas mothers went to the towns to work and perhaps were not even at home all week, the grandmothers looked after raising the children. This was a very widespread model. Women reported that they accepted the grandmother as mother and the birth mother as a friend. The men who took paternity leave in Slovenia had to accept being ridiculed as “mehkuzec” (“softies”) but all the same two per cent made use of this opportunity. In 1990/91 the number sank to under one per cent. In a market economy-oriented system, despite the fact that paternity leave payments were wage related most of the men found they were not socially accepted as fathers on paternity leave.

And on the rostrums of communist power there were no women, the grey cadres of politicians were filled by men?

The communist system per se was male dominated. This is also indicated by the male personality cult. Here I mention only Tito, Stalin or Živkov. Women could have a career only at local level. Naturally there were a number of “front women” such as Jovanka Broz Tito or quota women such as Ljudmila Živkova (Minister for Culture), the daughter of Todor Živkov, the first

State Secretary of the Central Committee in Bulgaria. In their plush areas of responsibility these women often lost sight of the essential, that is to say they rarely used their positions for women’s issues or to build up female networks.

To the present: in almost all these countries now undergoing transformation one can observe since the collapse of Communism that women are being pushed out of the public realm. In Eastern Europe women are far more under-represented in all elected or nominated bodies than in other EU countries, why is this?

After the fall of the Iron Curtain there was indeed a kind of backlash in women’s issues and a return to traditional values which was expressed for example in the newly inflamed discussion about abortion. In Poland abortion is once again illegal, in Slovenia this theme (once believed to have been dealt with) was discussed again but ultimately was not criminalized.

When, for reasons of competition, in a market-economy oriented system many social services are abolished that one had been able to count upon during the socialist era, then it is mostly women and the elderly. The so-called losers in the modernisation process, who bear the brunt. This starts with the reduction of childcare facilities and continues by way of medical services to low pensions and so forth. In Slovenia, for example, the founding of very different kinds of associations for women’s issues is a reaction to this development.

In your book you describe a “temporary women’s exodus” in Slovenia from the mid-19th century to the 1930s that resembles the situation of female commuters from the East who today work in the West as cleaners or in the care of the elderly.

In those times, up to 3000 Slovenian women would leave each year shortly after giving birth. Leaving their homes in the coastal region, they would travel by ship from Trieste to Cairo or

Alexandria to work as nannies for the rich upper class there. Not all women were accepted; the most popular were the pale, blonde, large-breasted “Goriciennes”. Their earnings were dependent on their looks. The fathers who stayed at home accepted the departure of their wives, as the job brought in good money. However this work situation brought serious psychological and social problems with it. In the 21st century the “maid problem” is more topical than ever. This is a theme that will have to be dealt with increasingly in the future.

Any wishes for the future?

I can’t see into the future, but the problem of the low birth rates in Eastern and Western Europe can no longer be discussed away. I don’t find it right that women are constantly called upon to explain this. All of us, men and women alike, must ask ourselves how we will define the family of the future, how we can create a child-friendly environment, what kind of partnerships we will consent to, and how job and family can be combined. Important steps in this direction would include the elimination of the visible and invisible disadvantages of women in professional and social life, earnings-related child care payments – as this would make fatherhood more socio-economically attractive, as well as a comprehensive network of childcare facilities.

Marija Wakounig is a university professor at the Institute of East European History in Vienna and editor of (among other publications) the collection of essays “Die gläserne Decke. Frauen in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa im 20. Jahrhundert”, (The Glass Ceiling. Women in Eastern, East-central and Southeastern Europe in the 20th Century) Studien Verlag, Innsbruck–Vienna–Munich–Bolzano 2003.

4 Kommentare

Wie steht es um die Emanzipation der Frauen in Ihrem Land?

– Redaktion von FLORIAN KLENK –

4 Statements

What is the status of female emancipation in your country?

– Edited by FLORIAN KLENK –

1/4

„Sie malt wie ein Mann“

Maria Vassileva, Kuratorin (BG)

„Ich gehöre zu den Gründungsmitgliedern der bulgarischen Künstlerinnengruppe ‚The 8th of March‘, die seit zehn Jahren aktiv ist. Wir sind heute Frauen in den Vierzigern, unsere Karrieren begannen in den totalitären Zeiten. Frauen durften damals zwar malen, Skulpturen machen und so fort, aber sie wurden dabei stets mit Männern verglichen. Das größte Kompliment lautete: ‚Sie malt wie ein Mann.‘

Das war einer der Beweggründe, die Gruppe zu gründen. Wir wollten Aufmerksamkeit auf weibliche Kunst lenken und den weiblichen Zugang in der bildenden Kunst herausstreichen. Wir haben bald festgestellt, dass wir dabei in einem ‚feindlichen Milieu‘ wirken, und haben uns, um zu überleben, Ironie antrainiert. Ironie entsteht oft dann, wenn man die Wahrheit nicht laut aussprechen kann.

Wir sind nicht alle Feministinnen oder machen gar feministische Kunst um ihrer selbst willen. Die Gesellschaft von heute ist weit vom Schwarz und Weiß früherer Zeiten entfernt, sodass es auch in unserer Gruppe die unterschiedlichsten Schattierungen gibt – von erklärt feministischen Künstlerinnen bis hin zu solchen, die damit wenig anfangen können. Ich finde diese Vielfalt gut, sie spiegelt das wirkliche Leben und die Situation der Frauen in Bulgarien wider.

Bulgarische Frauen leben in zwei Welten. Im öffentlichen Leben dreht sich die Welt nach den Regeln der Demokratie. Zu Hause gilt immer noch das Recht des ‚Meisters‘ – des Vaters, des Ehemanns, des Bruders. In den letzten 15 Jahren ist man sich dieser Doppelmoral mit der Zeit bewusst geworden und es sind etwa Organisationen gegen häusliche Gewalt in Bulgarien entstanden. Aber die meisten bulgarischen Männer weigern sich nach wie vor, auch nur einen Finger im Haushalt zu rühren. Sie bestehen darauf, dass diese Arbeiten in der Natur der Frau liegen.“

Maria Vassileva studierte in Sofia und in den USA Kunstgeschichte und zählt heute zu den führenden Kunstkritikerinnen und Kuratorinnen Bulgariens. Sie ist einer der Köpfe von „The 8th of March“, einer Gruppe von Künstlerinnen, die als Reaktion auf die Männerdominanz des bulgarischen Kunstbetriebs 1997 gegründet wurde.

1/4

“She paints like a man”

Maria Vassileva, curator (BG)

“I am one of the founding members of the Bulgarian artists group ‘The 8th of March’ which has been active for ten years. Today we are women in our forties who began our careers in the totalitarian era. At that time women were permitted to paint, make sculptures etc. but they were always compared with men. The greatest compliment at the time was: ‘she paints like a man’. This was one of the motives for founding the group. We wanted to draw attention to art by women and to emphasise women’s approach to the visual arts. We soon noticed that we were operating in a ‘hostile environment’ – and therefore adapted irony as a way of surviving. Irony often develops in situations where the truth cannot be spoken aloud.

We are not all feminists nor do we all make feminist art for its own sake. Society today is so far removed from the black and white of earlier days that in our group, too, there are many very different shades – from artists who are declared feminists to those with little interest in feminism. I find this diversity good, as it reflects real life and the situation of women in Bulgaria.

Bulgarian women live in two worlds. In public life the world operates according to the rules of democracy. At home the law of the ‘master’ – the father, husband or brother – still prevails. In the last 15 years an awareness of these double standards has developed and organisations have been set up in Bulgaria to combat domestic violence. But most Bulgarian men still refuse to lift a finger in the home. They maintain that doing work of this kind is part of female nature.”

Maria Vassileva studied art history in Sofia and later in the USA and is today one of the leading art critics and curators in Bulgaria. She is also one of the people behind “The 8th of March”, a group of artists that was formed in 1997 as a reaction to the male domination of art business in Bulgaria.

„Frauen in Osteuropa geht es wesentlich schlechter“

Helga Konrad, ehemalige Bundesministerin für Frauenangelegenheiten in Österreich

„Frauen in Osteuropa geht es wesentlich schlechter als bei uns, schon vom Lebensstandard her. Wenn die ökonomische Situation in einem Land schlecht ist, sind Frauen gleich noch einmal schlechter dran. In manchen Ländern gibt es Dörfer, wo man kaum eine erwerbstätige Frau findet. Wobei die Situation im Beruf auch für Frauen in unseren Breiten nach wie vor vielfach problematisch ist. Das war zu meiner Zeit als Frauenministerin so und da hat sich seitdem wenig verbessert.

Ein riesiges Problem zwischen Ost und West ist der Menschenhandel. Man muss zuerst einmal verstehen, was Menschenhandel und was Zwangsprostitution sind. Es handelt sich nicht um Asylsuche oder illegale Einwanderung, sondern um moderne Sklaverei. Die Opfer sind vielfach Frauen und Kinder. Immer öfter stammen sie auch aus Europa, sie kommen nicht immer von weit her.

Wie bekämpft man Menschenhandel? Es ist zu kurz gegriffen, wenn die Polizei Razzien in Bordellen macht. Wen soll man dort finden? Ein paar Frauen, die vielleicht illegaler Prostitution nachgehen. Das ist kein Ansatz, um Menschenhandel einzudämmen. Im Gegenteil: Man muss die Opfer betreuen und schützen anstatt sie schnell abzuschleppen. Oft wird Menschenhandel ausschließlich als Problem der nationalen Sicherheit missverstanden, dabei handelt es sich meist um kriminelle Aktivitäten, die über mehrere Länder reichen.

Es ist mehr als zehn Jahre her, dass wir die erste EU-Konferenz zum Thema Frauenhandel in Österreich durchgeführt haben. In der Zwischenzeit, muss man eingestehen, hat keine substantielle Verringerung von Menschenhandel stattgefunden, obwohl viel Geld in Projekte fließt. Projekte und Gruppierungen, die sich engagieren, gibt es viele. Was bis heute leider fehlt, ist eine massive koordinierte Anstrengung und ein klares politisches Bekenntnis zur Bekämpfung von Menschenhandel.“

Von 1995 bis 1997 war Helga Konrad Österreichs Bundesministerin für Frauenangelegenheiten.

Nur zwei Jahre später verließ sie den Nationalrat – „Ich bin der Typ, der etwas umsetzen will“ – und engagiert sich seither gegen Menschenhandel. In den vergangenen sieben Jahren arbeitete sie für die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE), aktuell ist sie als internationale Konsulentin in diesem Bereich tätig.

“Women in Eastern Europe are considerably worse off“

Helga Konrad, former Austrian Minister of Women's Affairs

“Women in Eastern Europe are considerably worse off than we are, even in terms of standards of living. When the economic situation in a country is bad then women are even worse off. In many countries there are villages where one can hardly find a single working woman. Whereby in our region the job situation for women still remains problematic. This was the situation during my time as women's minister and it has improved very little since then.

Trafficking in human beings is an enormous problem between east and west. One has to understand first of all what human trafficking and enforced prostitution means. This is not asylum seeking or illegal immigration but modern slavery. The victims are often women and children, and increasingly they come from Europe; that is they don't always come from far away.

How can one fight human trafficking? It is too little for the police just to raid brothels. Whom are they going to find there? Perhaps a few women that are working illegally as prostitutes. This is not a start to restricting human trafficking. On the contrary, the victims should be looked after and protected instead of being quickly deported. Often human trafficking is misunderstood as being purely a problem of national security, but in fact it generally involves criminal activities that extend across national boundaries.

It is more than ten years since we held the first EU conference in Austria on the theme of trafficking in women. In the intervening period one is forced to admit there has been no substantial reduction in human trafficking even though a lot of money has flowed into various projects. There are many projects and groups involved in this area, but sadly what is lacking so far is a massive coordinated effort and the clear political will to fight against human trafficking.”

Helga Konrad was Austrian Minister of Women's Affairs from 1995 to 1997. After only two years she left parliament – “I am the kind of person that wants to get things done” – and since then has been involved in the struggle against trafficking in human beings. For the last seven years she has worked for the OSCE, she currently works as an international consultant in this area.

„In Titos Jugoslawien gab es keine feministische Kunst“

Sanja Iveković, Künstlerin (HR)

„Als junge feministische Künstlerin hatte ich damit zu kämpfen, dass die Szene fast komplett von Männern dominiert war. 1978 gab es in dem ersten alternativen Zentrum Zagrebs, dem ‚Podroom‘, eine Gruppenausstellung, die sehr wichtig für unsere Generation war. Ich war neben 19 Männern die einzige Frau, die ausstellte. Ich gehöre zu einer Generation von Künstlerinnen, die sich unter dem Namen ‚Neue künstlerische Praxis‘ im Jugoslawien der späten sechziger und frühen siebziger Jahre zusammenfand. Unser Antrieb, mit billigen Materialien, mit Kopiermaschinen, Fotografie, geschriebenem Text und Performances – die mit nichts als dem Körper gemacht werden konnten! – zu arbeiten, brachte uns viele Anfeindungen ein. Eine Arbeit von mir wurde von einer Tageszeitung ‚die Zurschaustellung eines kranken Gehirns‘ genannt. In Titos Jugoslawien gab es noch keine feministische Kunst, Bildsprache wurde noch nicht als ernst zu nehmender Diskurs gewertet. Allerdings gab es bereits Ende der Siebziger in Zagreb einen Kreis für feministische Theorie. Dort wurden regelmäßig Diskussionen und Lesungen ausgerichtet, die mich sehr inspiriert und angespornt haben.

Feminismus stößt im heutigen Kroatien auf Widerstände, was wohl typisch für eine Gesellschaft im Wandel ist. Der Alltag ist das eine – es finden sich heute mehr junge Frauen als Männer an der Universität –, auf der anderen Seite aber werden wir immer noch marginalisiert. In ganz Zagreb gibt es nur zwei Straßen beziehungsweise Plätze, die nach Frauen benannt sind – und eine davon ist die der Jungfrau Maria!

Wo stehe ich heute? Die Kunstkritikerin Lucy Lippard hat eine einfache Definition für feministische Kunst geliefert: Alles, was eine Feministin macht, ist feministische Kunst. Ich laufe nicht herum und rufe ‚Hallo, ich bin eine Feministin!‘, aber das bedeutet nicht, dass mich feministische Themen nicht mehr interessieren. Meine Arbeit ist feministisch, sie ist postkonzeptuell, postmodern und sozial engagiert.“

Sanja Iveković startete ihre künstlerische Laufbahn im Zagreb der frühen siebziger Jahre und gilt heute in ihrer Heimat Kroatien als Pionierin auf den Gebieten Videokunst, Performances und feministische Kunst. Sie setzt sich mit den Themen Gender, Starkult und Werbung auseinander. Von Juni bis September 2007 wird Iveković auf der documenta 12 in Kassel vertreten sein. (siehe THE BLACK FILE-Artwork S.18)

“In Tito’s Yugoslavia there was no feminist art”

Sanja Iveković, artist (HR)

“As a young feminist artist I had to struggle with the fact that the scene was almost completely male dominated. In 1978 in the first alternative centre in Zagreb, the ‘Podroom’, there was a group exhibition that was very important for our generation. I was the only woman among the 19 men that exhibited there.

I belong to a generation of artists that came together in Yugoslavia in the late Sixties and early Seventies under the name ‘New Artistic Practice’. Our drive to work with cheap materials, with photocopiers, written text and performances – that could only be made with the body! – brought us a lot of hostility. A work of mine was called ‘the public display of a sick mind’ by a daily newspaper.

In Tito’s Yugoslavia there was still no feminist art, the language of imagery was not regarded as a discourse to be taken seriously. However by the end of the Seventies in Zagreb there was a feminist theory group that organised regular readings and discussions and these inspired and spurred me on.

In Croatia today feminism encounters the kind of resistance that is typical of a society in a state of change. Everyday life is one thing – there are more young women than men at university today – on the other side we are being increasingly marginalized. In the whole of Zagreb there are only two streets/squares named after women – and one of those is named after the Virgin Mary!

Where do I stand today? Lucy Lippard gave a simple definition of feminist art. Everything that a feminist does is feminist art. I don’t run around shouting ‘Hello, I’m a feminist’ but that doesn’t mean that feminist themes no longer interest me. My work is feminist, it is post-conceptual, post-modern and socially committed.”

Sanja Iveković started as an artist in Zagreb in the early Seventies and is regarded in her native country as a pioneer in the areas of video art, performance and feminist art. She investigates aspects of gender, the cult of stardom and advertising. From June until September 2007 Iveković will be represented at documenta 12 in Kassel. (see also THE BLACK FILE-Artwork p.18)

„Ich glaube nicht, dass ich als Frau einen schwereren Weg zu gehen hatte, weil ich aus Osteuropa komme“

*Edit Papp, Generaldirektorin
Erste Bank Ungarn*

„Meine berufliche Position habe ich durch harte Arbeit und Intuition erlangt. Im Bankwesen muss eine Frau beweisen, dass sie mindestens eine gleichwertige Leistung wie ein Mann in derselben Position erbringen kann, ohne dabei ein Mann zu werden.

Ich glaube nicht, dass ich als Frau einen schwereren Weg zu gehen hatte, weil ich aus Osteuropa komme. Im Verlauf meiner Karriere habe ich für verschiedene Finanzinstitute in mehreren Ländern gearbeitet und keine Unterschiede feststellen können. Ich sehe mich auch nicht als Vorkämpferin für Frauen in hohen Positionen. Als Generaldirektorin der Erste Bank Ungarn bin ich verantwortlich für 3.000 Angestellte, unabhängig von deren Geschlecht.

Die Lage auf dem Arbeitsmarkt wird für ungarische Frauen besser. Natürlich gibt es noch Problembereiche. Oft haben Frauen in großen internationalen Unternehmen es auch viel schwerer, sich an die Spitze der Hierarchie vorzuarbeiten. Glücklicherweise werden diese Fälle aber seltener.

Zurzeit des Sozialismus haben Frauen gearbeitet und mussten gleichzeitig den Haushalt führen und Kinder großziehen. Inzwischen haben sich die Rollen ein wenig verändert. Frauen müssen sich nicht mehr unbedingt Beruf, Haushalt und Familie in demselben Maße widmen. Heute kann ein Mann zu Hause bleiben und die Kinder versorgen, während die Frau Karriere macht. Allerdings wird die Arbeit, die Frauen leisten, in Ungarn immer noch schlechter bezahlt als in westlicher gelegenen europäischen Staaten.

In meiner Position muss man versuchen, eine Balance zwischen Beruf und Privatleben zu finden. Das erfordert gute Zeiteinteilung und einiges an Planung. Es ist sehr wichtig, dass man vom persönlichen Umfeld unterstützt wird. Ich bin glücklich: Mein Mann und meine Familie waren stets mein größter Rückhalt.“

Die Ungarin Edit Papp besetzt eine führende Position in einer Männerdomäne: Sie ist die neue Generaldirektorin der Erste Bank Ungarn. Papp hat Wirtschaft mit Schwerpunkt auf internationalem Handel und Finanzwesen studiert und in verschiedenen Finanzinstituten gearbeitet. Seit dem Jahr 2000 ist sie für die Erste Bank Ungarn tätig.

“I do not believe that, as a woman, I had a more difficult path because I come from Eastern Europe”

*Edit Papp, chairperson and CEO
Erste Bank Hungary*

“I have achieved my professional position through hard work and intuition. In the field of banking a woman must prove that she can perform at least as well as a man in the same position, without becoming a man in the process.

I do not believe that, as a woman, I had a more difficult path because I come from Eastern Europe. In the course of my career I have worked for various financial institutions in different countries and have noticed no differences. Nor do I see myself as a pioneering champion of women in higher positions. As chairperson and CEO of Erste Bank Hungary I am responsible for 3000 employees, men and women alike.

The situation on the job market for Hungarian women is improving. Naturally, there are still problem areas. Often women in large international businesses find it harder to reach the upper echelons of the hierarchy. Fortunately such cases are becoming more rare.

During the socialist period women worked and had at the same time to look after the housekeeping and raise the children. In the meantime roles have changed somewhat and women no longer have to devote themselves to profession, household and family to the same extent. Today the man can stay at home and look after the children while his wife builds up her career. However in Hungary the work that women do is still worse paid than in the Western European countries.

In my position one must attempt to achieve a balance between career and private life. This demands the ability to use one's time well and to plan carefully. It is most important to have the support of those immediately around one. I am fortunate in that my husband and my family have always been my greatest support.”

Hungarian banker Edit Papp is a woman who holds a leading position in a male-dominated domain. She is the new CEO of Erste Bank Hungary. Papp studied economics with the focus on international commerce and finance and worked for a number of different banks. She has worked for Erste Bank Hungary since 2000.

Täglich frische Mädchen

In den Grenzwäldern Tschechiens kämpft die slowakische Sozialarbeiterin Ludmilla Irmischer gegen Frauenhändler, ignorante Freier, beleidigte Behörden und die alltägliche nackte Gewalt. Manchmal schenkt sie Zwangsprostituierten auch ein neues Leben.

— Text von FLORIAN KLENK —

Die Eltern warfen sie raus. „Es ist Zeit“, sagten sie, „dass du eigenes Geld verdienst.“ In einer Annonce in Litauen las Petra „Billiges Taxi nach Europa“. Von einem Traumjob als Tänzerin war darin die Rede. Doch schon vor der tschechisch-deutschen Grenze bog das Taxi ab. Es folgte einem dieser Neon-Schilder, die nächtens so grell im Scheinwerferlicht aufblitzen wie die Fratzen einer Geisterbahn: „Kamazutra“, „Marquis“ und „Karibik“. Das Taxi holperte über Schlaglöcher und Waldwege in ein kleines Grenzdorf, das hier nicht genannt sein soll. Es hielt vor einem Haus, dessen Fenster mit schwarzer Folie verdunkelt waren. Rote Lichter blinkten in einem elektrischen Gartenschlauch, der zu einem Herzen geformt war. Vor dem Haus standen Autos mit deutschen Kennzeichen. Davor war ein Schild, das Petra nicht lesen konnte: „Täglich frische Mädchen!“

„Steig aus“, sagte der Fahrer.

Eine „Mama“, erinnert sich Petra, bedeutete ihr, hier zu bleiben, „um die erste Rate der Reisekosten abzarbeiten“. „Das geht schnell“, sagte sie. Hier seien Männer mit Geld, Männer von drüben. „Stell dich an die Bar, du kannst mit den Deutschen auch tanzen. Und wenn du willst, dann geh mit ihnen ins Zimmer. Es dauert nicht lang“, sagte sie, „du schaffst das schon.“

Petra wollte nicht. Doch sie hatte keinen Pass mehr und die Schulden wuchsen, weil sie für das Quartier auch noch zahlen sollte. Und dann erzählte ihr „Mama“ von Frauen, die in eiskaltes Badewasser gesetzt und so lange untergetaucht wurden, dass sie zu ertrinken glaubten. „Manche werden lebendig begraben“, sagte „Mama“. Die Drohungen und Einschüchterungen wirkten und nach ein paar Tagen fügte Petra sich. Fünf Euro blieben ihr nach dem ersten Mal. Den Rest hatte sie abzuliefern. Petra sagt: „Wenn du einen Frosch ins heiße Wasser wirfst, springt er raus. Wenn du das Wasser aber langsam erwärmst, stirbt er.“

Sie entkam, indem sie sich einem „Stammfreier“ anvertraute, wie sie erzählt. Ohne Schuhe rannte sie raus in den Wald, als „Mama“ nicht aufpasste. Der „Freier“ wartete an einer Kreuzung. Und jetzt lebt sie bei ihm in einem kleinen bayrischen Dorf und führt ihm den Haushalt. Er spricht von Liebe. Sie sagt: „Wo soll ich hin?“ Ihr fehlen zwei Vorderzähne. Auf ihren Armen sind Flammen tätowiert. Sie trägt zwei kleine Zöpfchen, die sie jünger machen sollen. „Er will es so“, sagt sie.

Entführung, Erpressung, Nötigung, Misshandlung, Schläge und „Rettung“ durch „Freier“: Das ist der Alltag, den Zwangsprostituierte hier in der Küche im kleinen Sozialverein „Karo“ in der sächsischen Stadt Plauen schildern. Es sind Geschichten wie aus einer archaischen Welt. Doch sie spielen sich in der Mitte Europas ab. Plauen liegt etwa 80 Kilometer entfernt von der tschechischen Grenze, wo der Frauenhandel blüht. Hier fahren Busse mit der Aufschrift „Ficken Tour“ vorbei. Bis zu 100.000 Sextouristen im Jahr, so die Schätzungen der Behörden, kommen auf eine schnelle Nummer vorbei.

Hier, in der Küche, versuchen die couragierten Karo-Sozialarbeiterinnen Cathrin Schauer und Ludmilla Irmischer den Mädchen so etwas wie menschliche Würde zurückzugeben. Es ist eine ungewöhnliche Szenerie: Jene Frauen, die vor wenigen Wochen noch am Straßenrand auf Männer warten mussten, sitzen hier in Sicherheit. Sie essen Bratwürste, lachen und rauchen hektisch. „Es ist unglaublich, was mit diesen Frauen angestellt wird. Sie stehen oft zehn Stunden am Tag auf der Straße. In praller Sonne und in bitterer Kälte“, sagt Irmischer, „viele Freier sind extrem gewalttätig. Sie setzen die Mädchen nackt im Wald aus oder reißen ihnen die Haare aus.“

Irmischer, eine gebürtige Slowakin mit burschikosem Lächeln, nimmt sich kein Blatt vor den Mund. Sie stopft gerade Kondome, Gleitmittel und Injektionsnadeln in einen Werk-

zeugkasten. Gleich wird sie wieder in Richtung Tschechien losfahren und nächtens jene Frauen aufsuchen, die in Bars, Pensionen oder auf dem Straßenstrich auf Kunden warten. Ganze Dorfgemeinschaften werden hier von all den Sexklubs zersetzt, die offiziell nur „Penzione“ heißen, weil Bordelle ja verboten sind. Es geht längst nicht um Moral oder Sittlichkeit, sondern um brutalen Frauenhandel, um Ausbeutung, Missbrauch und das Elend jener, die in Europa nicht ankommen. Roma-Familien schicken hier ihre Töchter auf den Strich, Frauenhändler laden die litauische Dorfjugend ab. „Wir hatten Russinnen, die nicht einmal aufgeklärt waren“, erzählt Irmischer. Bis zu 200 Prostituierte habe Karo schon „rausgebracht“. „Manchmal springen sie zu uns ins Auto und bitten uns, sie einfach wegzubringen.“

Irmischer rollt jetzt mit ihrem Škoda durch die Ortschaften Odrava und As. „Hier, schauen Sie! Sechs Häuser, fünf Puffs.“ Es sehe nur auf den ersten Blick friedlich aus: „Hier in dieser Gegend verteilen wir 600 Kondome pro Woche.“ In Bretterschlägen am Straßenrand warten Mädchen, keine 18 Jahre alt, und strecken die Arme ins Auto, um Kondome zu bekommen. Eines dieser Mädchen berichtet, sie sei von einem „Schweinefreier“ an einen Baum gekettet und vergewaltigt worden. Das Autokennzeichen hat sie auf ihrem Arm aufgeschrieben. Irmischer wird es der Polizei melden. Doch die wird die Anzeige zurücklegen. „Die Mädchen hier sind nur Abschaum für die.“

Was diese Szenerie so verrückt macht: Während die Sozialarbeiterinnen ihre durch Spenden finanzierten Kondome verteilen, fahren Freier mit deutschen Autokennzeichen vorbei. Und dann kommen auch noch die Zuhälter und die Mädchen öffnen ihre Bauchtaschen und reichen ihnen das Geld. „Das ist eine rechtsfreie Zone“, sagt Irmischer. „Die Einzige, die hier bestraft wird, bin ich, weil ich manchmal mein Auto im Halteverbot stehen lasse, um kurz mit

den Frauen zu sprechen.“ Die Sozialarbeiterin hat den Wagen nun vor einem Supermarkt am Rande des Zentrums von Cheb angehalten. Die Scheinwerfer sind ausgeschaltet, Irmscher beobachtet. Immer wieder rollen dieselben Autos mit den seltsamen Männern am Lenkrad vorbei. Manche fahren weiße Busse. Immer wieder, erzählt Irmscher, werden hier auch Kinder angeboten. Sie kennt viele der Freier, die hier stundenlang durch die Straßen schleichen. An eigenen „Freierstammtischen“ versucht sie die Männer zu sensibilisieren. Oft vergebens: „Die warten manchmal die ganze Nacht, bis der Preis bei fünf Euro liegt. Und manche sind einfach krank.“

Die Sozialarbeiterinnen von Karo verfolgen mehrere Ziele. Zunächst wollen sie die Frauen vor schweren Krankheiten bewahren – die meisten der Prostituierten sind bereits mit Hepatitis, HIV, aber auch zunehmend mit Syphilis infiziert. Darüber hinaus versuchen Irmscher und ihre Kollegen auch, einen Einblick in die „Szene“ zu bekommen. Wie brutal sind die Freier? Woher kommen die Frauen? Es ist schwer, das herauszufinden. „Hier werden die Mädchen ja ständig von einem Dorf ins andere verschoben“, sagt Irmscher. Dazu kommt, dass viele der Frauen oft von einer Droge namens Pernik „völlig ausradiert“ seien, einem Amphetamin, das sich die Mädchen, mit Waschpulver gestreckt, spritzen.

Wie repräsentativ ist das, was Helfer wie Ludmilla Irmscher hier an der Schengen-Grenze Tag für Tag erleben? Kürzlich legte die London School of Hygiene and Tropical Medicine eine sozialmedizinische Studie über Zwangsprostituierte in Europa vor. Polizisten, Richter, Sozialarbeiter und Prostituierte wurden interviewt. Alle befragten Frauen, so heißt es in der Studie, gaben an, zu sexuellen Praktiken gezwungen worden zu sein. Die meisten hatten zwischen zehn und 25 Männern täglich zu bedienen, manche bis zu 50. Die Mädchen berichteten von

Gruppenvergewaltigungen, erzählten, sie seien mit Messern oder Zigaretten verwundet und vor allem immer wieder für lange Zeit alleine eingesperrt worden. Sie klagten über Knochenbrüche, Bewusstlosigkeit, Geschlechtskrankheiten, über bleibende Schäden nach Abtreibungen. Die Studie hält fest, dass bei vielen Frauen während dieser traumatisierenden Zeit in den Bordellen Wahrnehmungsstörungen auftreten. Sie können sich später nur noch lückenhaft an ihre Zeit als Zwangsprostituierte erinnern.

Langsam scheint die Politik auf diese Zustände zu reagieren. In Deutschland, und langsam auch in Österreich, erwägen die Justizministerinnen, die Kunden jener Prostituierten ins Visier zu nehmen, die die Not der Frauen hätten erkennen müssen. Männer, die mal kurz für ein Sexabenteuer über die Grenze fahren, sollen ins Gefängnis kommen, wenn sie die Zwangslage von Prostituierten ausnützen. Die Politiker und die Behörden wissen, dass es schwer sein wird, diesen Beweis zu erbringen, aber sie wollen die Männer sensibilisieren. Sie sollen endlich Fragen stellen, ehe sie Sex kaufen. Gleichzeitig soll die Rechtslage von gehandelten Frauen verbessert werden. Sie sollen schneller psychische Betreuung erhalten und das Aufenthaltsrecht soll verlängert werden – nicht zuletzt, damit sie auch vor Gericht gegen ihre Peiniger aussagen können. Nur so ist es auch möglich, die Täter zu verfolgen.

Doch während die Politik die Freierbestrafung diskutiert, um den Frauen zu helfen, kämpfen Vereine wie Karo ums Überleben. In der tschechischen Dependance des Vereins steht gerade einmal ein alter gynäkologischer Stuhl aus Eisen. Kein Arzt findet sich, um die Mädchen zu untersuchen. Das ist kein Zufall. Karo wird hier boykottiert. Jaroslav Kerbic, der Polizeichef von Cheb, beklagt, die Sozialarbeiter hätten „Schande über die Stadt gebracht“. Es sei doch schon genug Schmach, dass die deutschen Freier kämen. Man brauche nicht auch noch deutsche

Frauen, die den Tschechen erklären, was hier auf den Straßen eigentlich los sei. Deutschland wiederum hat Karo die Fördermittel gestrichen, weil es ja kein deutsches, sondern ein tschechisches Problem sei, um das sich der Verein kümmere. Dazu kommt noch der Skandal, den Cathrin Schauer, die mehrfach ausgezeichnete Chefin von Karo, ausgelöst hat. Im Auftrag von Unicef hatte die streitbare Krankenschwester Kinderprostitution und Pädophilie dokumentiert. Seither lebt der Verein von begrenzten EU-Subventionen und Privatspenden, etwa von der deutschen Frauenrechtlerin Alice Schwarzer.

Aufgeben, das will Ludmilla Irmscher aber auf keinen Fall. Ganz im Gegenteil. Soeben begleitet sie Petra, das Mädchen das nach Paris wollte, in den ersten Deutschkurs, den Karo nun erstmals mit EU-Geldern auf die Beine stellen konnte. Die Mädchen dürfen hier anonym lernen, sie sollen selbstständig werden, irgendwann auch einen Beruf erlernen. Petra kritzelt jetzt deutsche Buchstaben an die Tafel. Sie lächelt so breit, dass man ihre Zahnücke sieht. Und eine alte, geduldige Lehrerin steht vorne und sagt: „Mädchen, wir schaffen das!“ Ludmilla Irmscher nickt. Und dann zieht sie wieder los mit ihrem silbernen Škoda. Es gibt noch viel zu tun.

Florian Klenk ist Redakteur der Hamburger Wochenzeitung „DIE ZEIT“. Er führt ein Weblog unter www.florianklenk.com

Kontakt und Infos über den Verein Karo:

<http://karo-ev.de>

Spendenkonto KARO

Volksbank Vogtland e. G.

Bankleitzahl: 87095824

Kontonummer: 5002076014

Bei Überweisungen aus dem Ausland:

IBAN: DE 71870 95824 500 2076 014

BIC: GENODEF 1 PL 1

THE BLACK FILE

Über die kroatische Künstlerin Sanja Iveković, die dieses Jahr unter anderem auf der documenta 12 in Kassel vertreten sein wird.

– Text von SILVIA EIBLMAYR –

Das künstlerische Projekt von Sanja Iveković bewegt sich seit seinen Anfängen in jenem Feld von unterschiedlichen „Politiken der Performance“, die die Theoretikerin Peggy Phelan als Strategien für eine Kritik an der Ideologie des Sichtbaren anführt: „Indem die Performance als Repräsentation ohne Reproduktion definiert werden kann“, schreibt sie, „kann sie als Modell für eine andere Ökonomie der Repräsentation gesehen werden, eine, in der die Reproduktion des Anderen als Dasselbe nicht garantiert ist.“ Iveković hat die Beziehung zwischen dem scheinbar gültigen Abbild des Realen und einem nicht definierbaren, nicht repräsentierbaren Realen (Phelan nennt es „Unmarked“, das „Unbezeichnete“, „Unbemerkte“) mit performativen Praktiken untersucht und bearbeitet. Das gilt für ihre konzeptuellen Foto- und Textarbeiten ebenso wie für ihre Videos, ihre Videoinstallationen und logischerweise ihre Aktionen. Entscheidend dabei ist, dass die Künstlerin sich selbst, vornehmlich in ihren frühen Arbeiten, als Protagonistin ins Spiel bringt. Im Sinne eines stärkeren politischen Aktivismus tritt sie in den Arbeiten der letzten zwei Jahrzehnte als Darstellende oder als Abgebildete jedoch zunehmend in den Hintergrund. Es liegt in der Logik dieses künstlerischen Ansatzes, dass das symbolische, politische und soziale Feld, das Iveković uns vorführt, sich als geschlechtlich definiert, und dass das Verhältnis zwischen „Dem Mann“ und „Der Frau“ sich als asymmetrisch erweist. Iveković arbeitet mit Doppelstrategien. Sie nutzt das performative Potenzial der Massenmedien, der Magazine und Tageszeitungen, der Werbung, der „öffentlichen“ und – ganz entscheidend – auch der „privaten“ Fotografie, um ihre eigene Person als strukturelle Bezugsfigur im weiten Feld der Repräsentation ins Spiel zu bringen. Dies jedoch nicht mit der Absicht, hier ein „Gegenbild des Identischen“ zu setzen, sondern um die Fiktion auf beiden Seiten, dem „Öffentlichen“ und dem „Privaten“, vorzuführen. Iveković verfolgt „die Frau“ im weiten Raum der medialen Repräsentation, um mit der Methode ihrer „persönlichen Schnitte“ Leerstellen freizulegen, die der unter verschiedenen Vorzeichen diesen Raum durchquerende Signifikant „Frau“ ständig neu hervorbringt. Sie eignet sich die Bilder der Kosmetikwerbung (zum Beispiel „Double Life“, „Eight Tears“, „Diary“) und der Glamourindustrie („Tragedy of a Venus“, „Sweet Life“) ebenso an wie Zeitungsberichte über Kriminalfälle („Bitter Life“) oder über abgängige junge Mädchen wie in „The Black File“.

Die Arbeit „The Black File“ (1975–1978), die als Ausstellungsobjekt auch präsentiert wird wie eine Polizeiakte, konfrontiert auf einer Doppelseite jeweils eine alltägliche Suchmeldung in einer Tageszeitung, die Namen, Foto und eine Beschreibung eines vermissten Mädchens enthält, mit erotischen Magazinporträts von sehr jungen Mädchen, wobei die Bildunterschriften lediglich einen weiblichen Vornamen und das Alter (Stefania: 14 anni) angeben.

Silvia Eiblmayr ist Kunsthistorikerin, Autorin, Direktorin der Galerie im Taxispalais in Innsbruck und unter anderem Mitglied der internationalen Jury von „Kontakt – Die Kunstsammlung der Erste Bank-Gruppe“.

About the Croatian artist Sanja Iveković, who will be represented at documenta 12 in Kassel this year.

– Text by SILVIA EIBLMAYR –

Since its beginnings, Sanja Iveković's artistic endeavor has moved in the field of diverse "politics of performance" that the theoretician Peggy Phelan identifies as strategies for a critique of the ideologies of the visible: "Performance, insofar as it can be defined as representation without reproduction," she writes, "can be seen as a model for another representational economy, one in which the reproduction of the Other as the Same is not assured." Using performative practices, Iveković has investigated the relationship between the seemingly valid image of the real and an undefinable, unrepresentable real (Phelan names it the "Un-markable"). This holds true for both her conceptual photo and text work as well as for her videos and video installations and logically also for her actions. It is decisive that the artist brings herself into play as the protagonist, especially in her early work. However, in the work of the last two decades she has, in the sense of a stronger political activism, increasingly retreated into the background, appearing less in her work in performance or in depiction. It lies in the logic of this artistic approach that the symbolic, political and social field that Iveković presents to us defines itself in a gender context and that the relationship between "the man" and "the woman" proves to be asymmetrical.

Iveković works with double strategies (like those described above for "Personal Cuts"). She uses the performative potential of the mass media, of magazines and newspapers, of advertising, of "public" and – very decisively – also of "private" photography in order to bring her own person into play in the broad field of representation as a structural reference figure. Iveković follows "the woman" in the wide field of media representation, using her method of "personal cuts" to reveal empty spaces that the signifier "woman" continually highlights as it traverses this field under a host of various circumstances. She is just as likely to appropriate the images of cosmetics advertising (e.g. "Double Life", "Eight Tears", "Diary") or of the glamour industry ("Tragedy of a Venus", "Sweet Life") as she is to make use of newspaper crime reports ("Bitter Life") or notices regarding missing young women ("The Black File").

The work entitled "The Black File" (1975–1978), which as an exhibition object is presented like a police file, confronts everyday missing-person notices from newspapers – containing the name and description of a missing young woman under a photo – with erotic magazine portraits of very young women, whereby the caption includes only a female first name and the age (Stefania: 14 anni).

Silvia Eiblmayr is an art historian, author, the director of Galerie im Taxispalais in Innsbruck (A) and member of the international jury for „Kontakt – The Art Collection of Erste Bank Group“.

Fresh Girls Daily

In the woods on the border of the Czech Republic the Slovak social worker Ludmilla Irmischer battles against women traffickers, ignorant “customers”, insulted authorities and everyday naked violence. Sometimes she gives women who have been forced to become prostitutes a new life.

— Text by FLORIAN KLENK —

Her parents threw her out. It’s time, they told her, for you to earn your own money. In an advertisement in Lithuania Petra read: “Cheap taxi to Europe”. A dream job as a dancer was mentioned. But before reaching the Czech-German border the taxi turned off the main road. Then there came those neon signs that suddenly shine so brightly in the headlights of the car, like the grimacing faces on a ghost-train ride: “Kamazutra”, “Marquis” and “Kari-bik”. The taxi bumped its way across potholes and forest paths to a small border village whose name cannot be mentioned here. It stopped in front of a building in which the windows were blacked-out with dark foil. Red lights blinked in an electrical garden hose that was curved to form a heart. In front of the building were cars with German licence plates. At the front there was also a sign that Petra could not read: “Fresh girls daily!”. The driver told her to get out. A “mama”, Petra remembers, told her to stay here, “to pay back the first instalment of the travel costs”. That’s quickly done, she said. Here are men with money, men from over there. Stand at the bar, you can dance with the Germans. And if you want, you can go to the bedroom with them. It won’t take long, she said, you’ll manage it. Petra did not want to. But she no longer had her passport and her debts were growing, as she had to pay for her accommodation too. And then “mama” told her about women that were put in ice-cold baths and held under water so long that they thought they would drown. Some of them were buried alive, said “mama”. The threats and intimidation work, and after a few days Petra complies. After the first time she is left with five euro. She had to hand over the rest. Petra says: “If you throw a frog into hot water, he jumps out. But if you warm the water slowly, he dies.” She escaped by entrusting her fate to a “regular customer”, as she recounts. She

ran out barefoot into the woods when “mama” was not looking. The “customer” was waiting at a junction. And now she lives with him in a small Bavarian village and keeps house for him. He talks about love. She says: “Where should I go”. Two of her front teeth are missing. There are flames tattooed on her arms. She wears pig-tails that are meant to make her look younger. That is the way he wants it, she says. Seduction, blackmail, coercion, mistreatment, blows and “rescue” by “customers”: this is the everyday life described by the forced prostitutes sitting here in the small social group “Karo” in Plauen, a town in Saxony. The stories seem to come from another archaic world. But they are happening in the centre of Europe. Plauen is about 80 kilometres from the Czech border where trafficking in women flourishes. Here buses travel past showing the sign “Ficken Tour” (literally: fucking tour). According to authorities estimates, up to 100,000 sex tourists a year drop by here for a quickie. Here in the kitchen the courageous Karo social workers Cathrin Schauer and Ludmilla Irmischer attempt to give these women back some of their human dignity. It is an unusual scene: the women who only a few weeks ago had to wait for men at the edge of the road now sit here in safety, they eat fried sausages, laugh and smoke very heavily as if they wanted to cover the sun painted on the walls with a veil of smoke. “It’s unbelievable what is done to these women. They often stand ten hours a day on the street, in the blazing sun and in the icy cold”, Irmischer says, “Many of the customers are very violent. They dump the women naked in the woods or tear out their hair.” Irmischer, a native Slovak with a boyish grin, does not mince matters. She stuffs condoms, lubricant and syringes into a toolbox. She is about to head off in the direction of the Czech

Republic and to look at night for those women who wait for their customers in bars, small hotels or on the street. Entire village communities are being destroyed here by all the sex clubs that officially are called “Penzione”, as brothels are officially forbidden. The issue is not morality but brutal trafficking in women, exploitation, abuse and the misery of those who don’t get to Europe. Roma families send their daughters here on the game. Traffickers in women dump young women from villages in Lithuania. “We had Russian women here who had not even been told the facts of life”, explains Irmischer. Karo has already “brought out” up to 200 prostitutes. Irmischer: “Sometimes they jump into the car and plea with us to just take them away.” Irmischer travels slowly in her Škoda through the towns of Odrava and As. “Here, take a look, six houses, five brothels.” It seems peaceful only at first glance. “In this area here we hand out 600 condoms a week.” Girls wait in wooden shacks on the edge of the road, they’re not even 18 years old, and stretch their hands into the car to get the condoms. One of the girls tells how she was chained to a tree and raped by a “pig of customer”. She wrote the licence plate number of his car on her arm. Irmischer will report the incident to the police. But they will just file away the report. “For them the girls here are the dregs.” What makes this scene so crazy is that while the social workers distribute tampons financed by donations, customers with German registration plates are driving past. And then the pimps come and the girls open their hip bags and give them the money. This is a “legal vacuum”, says Irmischer. “I’m the only one fined here, because sometimes I leave my car in a no-parking zone to speak briefly with the women.” Irmischer has stopped the car in front of a supermarket at the edge of the centre of Cheb. The

headlights are turned off, Irmischer is watching. Time and time again the same strange men roll by, some of them in white buses. Irmischer tells that children are often offered here. She knows a lot of “customers” that wander through the streets here for hours. At a number of inns where the regular customers meet she attempts to talk to the men. Often in vain: “Sometimes they wait the entire night, until the price is five euro. And some of them are just sick.”

The social workers of Karo pursue a number of goals. First of all they want to protect the women against serious illnesses – most of the prostitutes are already infected with hepatitis, HIV and, increasingly, with syphilis. In addition Irmischer and her colleagues attempt to get an insight into the “scene”. How brutal are the customers? Where do the women come from? It is hard to find that out. “Here the girls are constantly shifted from one village to another”, says Irmischer. In addition there is the fact that the women are often “completely out of it” on a drug called Pernik, an amphetamine that they mix with washing powder before injecting themselves with it.

How representative is what helpers such as Ludmilla Irmischer experience day after day here on a Schengen border? Recently the London School of Hygiene and Tropical Medicine presented a socio-medical study of compulsory prostitution. Police, judges, social workers and prostitutes were interviewed. It states in the study that all the women questioned, “said that they were forced to do certain sexual practices”. Most of them had to have sex with between ten and 25 men daily, sometimes as many as 50. The girls told about group rape, they said they had been injured with knives or cigarettes and, above all, that they had been locked up alone for longer periods. They complained about broken limbs, loss of consciousness, sexually transmitted di-

seases, about the damage left by abortions. The study records that during the traumatic time in the brothels chemical reactions take place in the brains of many of the women that damage their perception. They can later only vaguely or partly remember their period as forced prostitutes.

Slowly, politicians seem to be reacting to this situation. In Germany, and gradually in Austria too, the Ministers of Justice are considering targeting those customers of the prostitutes who ought to be able to recognise the situation in which the women find themselves. Men who cross the border for a sexual adventure should land in prison if they exploit the compulsory situation of the prostitutes. Politicians and the authorities know how difficult it will be to prove this but they want to develop the men’s awareness. They should be forced to ask themselves a few questions before they buy themselves sex. At the same time the rights of the women should be improved. They should get psychological help more quickly and be given longer residency permits – not least of all so that they can give evidence against their tormentors. Only in this way can the perpetrators be prosecuted.

While the politicians discuss punishing the customers in order to help the women, associations such as Karo are struggling to survive. In the Czech branch of the association there is one old gynaecological chair made of iron. No doctor who is willing to treat the girls can be found. This is not by chance. Karo is boycotted here. The head of police in Cheb, Jaroslav Kerbic, complains that the social workers have “brought shame on the town”. It is bad enough that German male customers should come to the town, he says, they don’t additionally need German women to explain to the Czechs what is happening on the streets here. Germany has also cut the subsidies to Karo because the association deals with a Czech rather than a German pro-

blem. In addition there is the scandal started by Cathrin Schauer, the head of Karo and recipient of numerous awards. Commissioned by Unicef, this militant nurse documented child prostitution and pedophilia. Since then the association lives from limited EU subventions and private donations, for example from Alice Schwarzer, the German women’s rights activist.

But Ludmilla Irmischer is not willing to give up. Quite the opposite, in fact. At present she is accompanying Petra, the girl who wanted to go to Paris, to the first German language course that Karo has been able to set up with EU money. The girls can learn here anonymously. The idea is to make them self-sufficient, and to allow them learn a trade sometime in the future. Petra now writes German letters on the blackboard. She smiles so broadly that you can see the gap between her teeth. And an elderly, patient teacher stands at the front and says: “Girls, we’re going to manage this!” Ludmilla Irmischer nods. And then she goes off again in her silver Skoda. There is so much still to be done.

Florian Klenk is a reporter with the Hamburg weekly newspaper “DIE ZEIT”. He has a weblog under www.florianklenk.com

Contact and information about Karo:

<http://karo-ev.de>

KARO donations bank account

Volksbank Vogtland e. G.

Bank code: 87095824

Account number: 5002076014

For transfers from abroad please use

IBAN: DE 71870 95824 500 2076 014

BIC: GENODEF 1 PL 1

Was soll ich fürchten?

Jewgenija Albaz ist eine jener Journalistinnen in Russland, die kompromisslos wie ihre einstige Studienkollegin Anna Politkowskaja die Finger auf die Wunden ihres Heimatlandes und dessen Regimes legt. Schon zurzeit der Sowjetunion hatte sie Recherchen über den Geheimdienst KGB angestellt und deswegen Drohungen erhalten. Diese bekommt sie nach wie vor, ihr Name scheint sogar auf „Todeslisten“ verschiedenster Gruppen im Internet auf. Neben Veröffentlichungen in Zeitungen moderiert Albaz heute eine sonntägliche politische Diskussionsendung im liberalen Radio „Echo Mosky“. Im Interview mit „Report“ gibt sie Einblick in den Journalistenalltag in einem autoritären Staat, in dem Menschenrechte wenig gelten und Medienvertreter für ihr unverblümtes Wort sterben können.

— EDUARD STEINER im Gespräch mit JEWGENIJA ALBAZ —

Eduard Steiner: Mitunter mache ich mir ernste Gedanken über das schlechte Image Russlands in der Welt.

Jewgenija Albaz: Sie haben Sorgen! Mich interessieren die Menschenrechte und die Meinungsfreiheit in meinem Heimatland. Mich beunruhigt, was die staatlichen Behörden machen. Ich halte es nicht für notwendig, irgendein Image zu verteidigen.

Darauf wollte ich gar nicht hinaus. Aber scheint es Ihnen nicht auch so, dass das Ansehen Ihres Landes tief gesunken ist?

Ja, doch das beunruhigt mich nicht. Das Image Russlands ist ja nicht nur ein negatives: Deutschlands Ex-Bundeskanzler Gerhard Schröder hat der gesamten westlichen Staatengemeinschaft erklärt, dass Putin ein „lupenreiner Demokrat“ sei. Man hatte den Eindruck, dass viele Deutsche, die in Russland Business betreiben und Gewinne machen, vor allem durch Gasgeschäfte, durchaus bereit sind, Schröders Aussage so zu unterschreiben. Schröder hat nie wie wir in einem Käfig gelebt. Er weiß nicht, was es heißt, am Mangel an Freiheit, wie am Mangel an Luft, fast zu ersticken. Die Ostdeutsche Merkel versteht – aus ihrer eigenen Biografie heraus – unsere Tragödie offensichtlich besser.

Hat sich der Mord an Anna Politkowskaja in irgendeiner Form auf Ihr eigenes Leben ausgewirkt?

Er hat mich persönlich natürlich sehr getroffen, denn wir haben gemeinsam auf der Journalistenfakultät studiert und wohnten ein Haus voneinander entfernt. Professionell habe ich mich davon nicht beeinflussen lassen, ebenso wenig wie durch die früheren Morde an Berufskollegen. Auf der ganzen Welt ist Journalismus gefährlich. Es ist kein Beruf für schwache Nerven.

Auch starke Menschen können Angst haben. Sie nicht?

Ich bitte Sie! Ich habe unter dem Sowjetsystem gelebt. Als meine Tochter 1988 zur Welt kam, recherchierte ich als Journalistin über den KGB und erhielt umgehend einen Anruf mit dem diskreten Hinweis, dass ich daran denken solle, dass ich ja nicht nur Journalistin, sondern auch Mutter sei. Was soll ich jetzt fürchten, wenn mir schon damals niemand Angst eingejagt hat? Wenn du Journalistin bist, darfst du dich nicht

fürchten. Andernfalls musst du den Beruf aufgeben, über Blumen schreiben oder Radieschen züchten.

Ich könnte mir vorstellen, dass es auch für Sie Themen gibt, die Sie derzeit lieber nicht antasten.

Nein. Ich erlege mir keine eigene Zensur auf. Aber ein Umstand, der meine Themenwahl wohl beeinflusst, ist jener, dass Recherchen in Russland derzeit sehr schwer durchzuführen sind. Die Staatsorgane geben sich – im Unterschied zu früher – völlig verschlossen, man kann nicht einmal mehr zu ihnen vordringen. Meine Informanten aus allen Bereichen haben Angst, Familiennamen und Daten zu nennen. Jede auch noch so beliebige kritische Ziffer wird aus vorauseilendem Gehorsam lieber nicht rausgerückt. Angesichts dieser kollektiven Angst vor Herausgabe jeglicher Informationen beruft man sich bei Nachforschungen immer öfter auf anonyme Quellen. Das tötet die Kultur der unabhängigen – und damit transparenten, nachvollziehbaren – Recherche vollends.

Ich gehe davon aus, dass Sie Drohungen erhalten.

Ich denke, das ist Teil des Berufs. Ich bin schon wachsam und treffe Vorkehrungen, soweit dies möglich ist. Aber ich bin trainiert, denn ich bin in der Sowjetunion aufgewachsen. In den vergangenen Jahren haben die Drohungen insofern zugenommen, als ich auf allen möglichen Abschusslisten, die im Internet kursieren, aufscheine. Im Irak oder in Tschetschenien als Journalistin zu arbeiten ist jedoch weitaus schwieriger als in Moskau.

Stellt der Mord an Anna Politkowskaja einen Wendepunkt oder doch nur ein weiteres Ereignis im russischen Journalistenalltag dar, das früher oder später zu erwarten war?

Wissen Sie, ein Mord in Russland ist grundsätzlich eine sehr gewöhnliche Sache. Vor drei Jahren wurde Juri Schtschekotschichin, ein Journalist der „Nowaja Gaseta“ und Duma-Abgeordneter, ermordet, weil er über den von Geheimdienstmitarbeitern gedeckten Schmuggel von Möbeln recherchierte. Es wurde nicht einmal Anklage in dieser Sache erhoben. Später wurde der amerikanische Herausgeber der russischen Ausgabe des „Forbes“-Magazins Paul

Chlebnikow exekutiert. Bis heute steht die diesbezügliche Aufklärung aus.

Mit der Ermordung Politkowskajas passierte für uns nichts Neues. Anna war sehr berühmt, eine sehr harte und unversöhnliche Kritikerin der jetzigen Staatsmacht und vor allem Putins persönlich. Durch den Mord an Anna sahen viele ihre These bestätigt, dass unserem Land ein terroristisches Regime vorsteht.

Denken Sie, dass der Mord aufgeklärt werden wird?

Wenn russische Staatsorgane darin verwickelt sind, dann nein. Ich vermute, dass an diesem Mord Polizeikräfte der Russischen Föderation mitgewirkt haben. Ich denke, das schreckliche Ereignis hat den westlichen Beobachtern ein wenig die Augen geöffnet. Bisher schien ihnen ja, dass die Russen noch wilde Bären sind, die die westlichen Freiheiten nicht brauchen. Sie nahmen an, dass in Russland völliges Chaos herrscht, dass alle stehlen und ein starker Präsident das Zepter in der Hand hält. Der Mord an Politkowskaja hat aber gezeigt, dass unserem Land keine starke Macht vorsteht, sondern eine völlig zerfallende Institution namens „Staat“. Es stellt eigentlich ein Konglomerat unterschiedlicher Business-Strukturen dar, das unter Gebrauch der Landesressourcen und des Staatsbudgets Kapital schafft. Verschärfend kommt hinzu, dass man nicht mehr wie noch unter Jelzin bei all diesen Vorgängen „frische Luft schnappen“, Recherchen durchführen und sie publizieren kann. Unter Putin wurde es sehr schwer, zu atmen, und völlig unmöglich, investigativen Journalismus zu betreiben.

Verstehe ich Sie richtig: Sie würden die neunziger Jahre heute vorziehen, obwohl ja bekannt ist, dass sich die Medien damals im Hinblick auf die Präsidentschaftswahl 1996 kaufen ließen, um mit allen Mitteln Jelzin zu unterstützen?

Wissen Sie: Ich habe mich nie an jemanden verkauft. Seit 1986 arbeite ich investigativ. Einen bestellten Artikel habe ich nie geschrieben. Diese Verallgemeinerungen gefallen mir nicht. Ich trete nur als ich persönlich auf.

Ich frage auch Sie persönlich: Halten Sie die neunziger Jahre für besser?

Ja, ohne Zweifel. Denn für mich waren diese Freiheiten selbst angesichts des bekannten

Chaos und des kriminellen Durcheinanders wertvoller als der Anspruch auf Sicherheit, die in Wirklichkeit nicht existiert. In den neunziger Jahren stieg zumindest jede dritte Zeitung auf die Publikation heiklen Materials ein. Damals konnte ich in beinahe jedes Ministerium gehen, Informationen erhalten, mich mit Staatsbeamten treffen und ihnen Fragen stellen. Gegenwärtig ist das unmöglich.

Aber in den neunziger Jahren hatten die Oligarchen die Fäden in der Hand.

Ich habe viel im Westen gearbeitet. Dort besitzt meist irgendeine konkrete Person ein Medium. Wenn in Russland ein Medium etwa Wladimir Gussinski gehörte, so wurde das als oligarchisch gebrandmarkt. Warum eigentlich? Woher kommt in der westlichen Wahrnehmung diese Verzerrung? Woher nehmt ihr im Westen eure Überzeugung, zu wissen, wie man guten und ehrlichen Journalismus betreibt? Vielleicht ist es in Wirklichkeit sogar so, dass ihr im Westen von uns lernen könnt. Verzeihen Sie mir meine Unverfrorenheit: Ich habe nicht gesehen, dass es im Westen viele qualitative Nachforschungen gab. Wir dagegen haben solche durchgeführt.

Ich meinte den Pluralismus der neunziger Jahre. Er war doch gewissermaßen ein „oligarchischer“, der angesichts des heutigen Putin-Regimes meines Erachtens verherrlicht wird.

Natürlich gab es in den Neunzigern Einschränkungen in der Meinungsfreiheit. Aber dadurch, dass die Medien zu unterschiedlichen Business-Strukturen gehörten, wurde trotz der Einflussnahme Pluralismus gewahrt. Damals gehörten dem Staat weniger als 34 Prozent der bundesweiten Medien, jetzt sind es 98 Prozent. Man soll den Oligarchen-Kapitalismus in Russland nicht derart brandmarken, er existierte in vielen Ländern der Welt. Auch gegenwärtig haben wir Monopole: „General Motors“ etwa oder die „Times Corporation“ in den USA. Die verteidigen ihre Interessen auch aggressiv. In Russland, wo es an jedweder Zivilgesellschaft mangelt, hat diese Form von Kapitalismus eine scheußlichere Form angenommen. Dadurch hat jedoch der Journalismus nicht aufgehört, Journalismus zu sein.

Und heute?

Heute werden die Leiter der TV-Kanäle und Zeitungsredaktionen Donnerstag für Donnerstags ins Kremlbüro von Vizeadministrationschef

Wladislaw Surkow gerufen, um zu erfahren, was als Nachricht an welcher Stelle zu bringen ist. Mit gigantischen Löhnen werden die Journalisten gekauft. Im Gespräch mit uns erzählen sie dann, wie widerlich es ist, fürs Staatsfernsehen zu arbeiten. Das russische Fernsehen zielt auf allen Kanälen darauf ab, den Leuten ohne Ende zu sagen: „Don't worry, be happy.“ Seien Sie nicht beunruhigt, lachen Sie, scherzen Sie und denken Sie nicht über die Probleme nach, mit denen Sie konfrontiert sind! Die Leute spüren trotzdem, dass das Lügen sind, weil sie im realen Leben sehen, dass die Preise und die Kriminalität steigen, in gleichem Maße wie die Bestechungsgelder, die das „Business“ an die Beamten zahlt. Sie sehen, dass ihre Rechte allenthalben verletzt werden. Wir haben das alles bereits unter der Sowjetmacht durchlebt. Wir haben schon einen entwickelten Sozialismus aufgebaut. Verstehen Sie: Wir verfügen über eine riesige Erfahrung. Wir besitzen eine fantastische Überlebensfähigkeit. Wir können – leider – ohne all das leben.

Das Auditorium Ihres Senders „Echo Moskvj“ ist im Vorjahr auf beachtliche 600.000 Hörer angestiegen.

Kein Wunder, denn die Leute haben die Propaganda satt. In jedem Ministerium, im Kreml und in der Regierung läuft ständig „Echo Moskvj“, weil man nach Information lechzt. Neulich etwa hatte ich eine Zwei-Stunden-Sendung zum Thema Zivilgesellschaft. Ich habe den Hörern die Frage gestellt, wem sie mehr vertrauen: der Staatsmacht oder den Einrichtungen der Zivilgesellschaft. 95,6 Prozent antworteten zugunsten der Zivilgesellschaft. Und das, obwohl in allen Kanälen über den wunderbaren Präsidenten Putin erzählt wird, den Vater der Völker und großen Bruder, der alle ihre Probleme löst. Daran glauben die Leute längst nicht mehr.

Eine gewisse neue Stabilität sehen Sie nicht?

Nein, weil wir in ein Wahljahr eintreten. Putin ist ein Schützling der Bürokratie, der Nomenklatur und des Großkapitals, das Geld mit Öl-, Gas-, Nickel- und Titangeschäften macht. Diese Leute haben Angst davor, dass, wenn Putin geht, die Frage bezüglich der Legitimität des Kapitals gestellt wird, das sie in den vergangenen sechs Jahren angehäuft haben. Eine ganze Reihe von Leuten in der engeren oder entfernteren Präsidentenumgebung fürchtet, dass man ihnen ihr Eigentum wegnehmen könnte.

Glauben Sie, dass mehr Druck aus dem Westen der Entwicklung einer russischen Demokratie helfen würde?

Nein. Das Schicksal der Demokratie in Russland hängt von den Bürgern selbst ab – davon, wie viel sie an Freiheiten fordern. Ich als Demokratin zähle auf keine Hilfe von außen. Als Russland arm und die Ölpreise niedrig waren, konnte man Einfluss auf die Führung nehmen. Heute, da die Ölpreise jenseits von Gut und Böse sind, da Europa zu 44 Prozent vom russischen Gas abhängt, ist es völlig nutzlos, auf Druck aus dem Ausland zu bauen. In den ersten Jahren, als Putin diese unzähligen Abkömmlinge der widerlichsten Organisation der Sowjetunion, dem KGB, an die Macht brachte, hätte man noch etwas tun können. Damals aber haben alle die Augen verschlossen. Jetzt ist es zu spät.

Nach Angaben des russischen Journalistenverbandes wurden in Russland im Zeitraum von 1991 bis Oktober 2006 261 Berichtersteller ermordet – nur 21 Fälle davon wurden aufgeklärt. Demnach ist Russland das weltweit drittgefährlichste Land für Journalisten (nach dem Irak und China) und laut „Reporter ohne Grenzen“ eines der wenigen Länder in Europa, in denen kritische Publizisten um ihre Freiheit und ihr Leben bangen müssen.

Jewgenija Albaz, geboren 1958 in Moskau, studierte und begann noch zur Sowjetzeit über den KGB zu recherchieren. 1992 brachte sie ihr erstes, auch ins Deutsche übersetztes Buch „Geheimimperium KGB. Totengräber der Sowjetunion“ (dtv, München) heraus. Zu dieser Zeit publizierte sie auch wiederholt in westlichen Medien, etwa im „Spiegel“ oder der „Chicago Tribune“. Von 1996 bis 2003 veröffentlichte sie ihre investigativen Recherchen in der „Nowaja Gazeta“ – jenem Blatt, für das auch Anna Politkowskaja bis zuletzt arbeitete. 1996 absolvierte Albaz den Master-Lehrgang an der Harvard-Universität, wo sie 2004 auch über „Die Bürokratie und die russische Transformation“ dissertierte. Von 2002 bis 2003 unterrichtete sie an der Universität Yale. Für ihre journalistische Arbeit wurde sie mit zahlreichen Preisen in Russland, Europa und den USA ausgezeichnet.

Eduard Steiner arbeitet als Russland-Korrespondent für die österreichische Tageszeitung „Der Standard“ in Moskau.

What should I be afraid of?

Jewgenija Albaz is one of those journalists in Russia who, like Anna Politkovskaya, her former colleague from her student days, places her finger on the wounds of the state and its regime. During the era of the Soviet Union she conducted research into the KGB for which she received a number of threats. Albaz still receives threats and is on the “death lists” of various groups on the Internet. In addition to printed articles she chairs a political discussion on Sundays on the liberal radio station “Echo Moskvy”. In an interview with “Report” she offers insights into the everyday world of a journalist in an authoritarian state, in which human rights are of little account and representatives of the media can die for presenting the unvarnished truth.

— EDUARD STEINER talks to JEWGENIJA ALBAZ —

Eduard Steiner: I have serious worries about Russia’s poor image in the world.

Jewgenija Albaz: You think you have worries! I am interested in human rights and freedom of opinion in the country. I am disturbed by what state institutions are doing. I don’t think it is necessary to defend any kind of image.

Nor is that the direction I wanted to take. But doesn’t it seem to you that your country’s reputation is at an all-time low?

That’s true but it doesn’t worry me. Russia’s image is not entirely negative. Gerhard Schröder, the former German prime minister, explained to all the Western states that Putin is a “flawless democrat”. One had the impression that many Germans who do business in Russia and make profits there, above all through the gas industry, are entirely willing to undersign Schröder’s statement. Schröder has never lived in a cage the way we do. He doesn’t know what lack of freedom, lack of air, a feeling of choking is actually like. The East German Merkel, due to her own biography, seems to understand our tragedy better.

Has the murder of Anna Politkovskaya had an effect on your own life?

Naturally it affected me very deeply, as we studied together at the journalism faculty and we lived one building away from each other. But professionally I have not allowed myself be influenced, just as I didn’t allow the earlier murders of journalists to influence me. Journalism is dangerous throughout the world. It is not a profession for those with weak nerves.

Strong people can also feel afraid, don’t you?

Oh please! I lived under the Soviet system. When my daughter was born in 1988 I was investigating the KGB and received a telephone call with the discreet reminder that I was not only a journalist but now also a mother. So, what should I be afraid of now, if nobody was able to strike fear into me back then? If you are a journalist then you can’t allow yourself to be fearful. Otherwise you would have to give up the profession, and write about flowers or cultivate radishes.

I can also imagine that there are themes that you would prefer not to touch at the moment.

No. I don’t apply any form of self-censorship. Another thing that influences my choice of themes however, is that it is very difficult to carry out research in Russia at the moment. In contrast to previously times the state bodies are completely closed, you can’t even get to them. My suppliers of information from all areas are afraid to give their family names and dates. Out of a sense of anticipatory obedience they prefer not to hand out even arbitrary critical statistics. Given this collective fear of issuing any kind of information, when investigating you have to rely increasingly on anonymous sources. This completely kills the culture of independent, transparent and traceable investigation work.

I take it that you receive threats

I think this is part of the profession. I am careful and take precautions as far as possible. But I am well trained, as I grew up in the Soviet Union. In the past few years the threats have increased in as much as my name is found on all kinds of execution lists that are put onto the Internet. But working as a journalist in Iraq or Chechnia is far more difficult than working in Moscow.

Was the murder of Anna Politkovskaya a turning point or only one further event in the everyday life of Russian journalism, something that was to be expected sooner or later?

You know, murder in Russia is a very common thing. Three years ago Juri Schtschekotschichin, a journalist with the “Nowaja Gazeta” and member of the Duma was murdered because he was investigating the smuggling of furniture that was being covered up by members of the secret service. No case was brought. Later Paul Chlebnikov, the American editor of the Russian “Forbes”, was executed. This case has not been solved as yet. The murder of Politkovskaya was nothing new for us. Anna was very famous, a very hard and unconciliatory critic of the people currently in power, and above all of Putin personally. Anna’s murder confirmed for many their hypothesis that our country is headed by a terrorist regime.

Do you think that this murder will ever be solved?

If Russian state authorities were involved in it, then no. I suspect that the police forces of the Russian Federation were involved in this murder. I think that this terrible event has opened the eyes of Western observers a little. Until that point, it had seemed to them that the Russians are still wild bears who don’t need Western freedoms. They accepted that there is complete chaos in Russia, everybody steals and a strong president holds the sceptre in the hand. But the murder of Politkovskaya showed that our country is not headed by a strong power but by a collapsing institution called the “State”. This is, in fact, a conglomerate of different business structures that creates capital using the country’s resources and the state budget. The situation is worsened by the fact that, while under Jelzin it was still possible to “breathe fresh air”, to carry out investigations and to publish the results, under Putin it is difficult to breathe and utterly impossible to carry out any kind of investigative journalism.

Do I understand you correctly? That today you would prefer the 1990s even though it is known that, during the presidential election in 1996, the media allowed themselves to be bought and supported Jelzin with every possible means?

You know: I never sold myself to anybody. I have worked as an investigative journalist since 1986. But I have never written an article to order. I don’t like these generalisations. I only appear as me, myself.

Then I ask you personally: do you think the 1990s were better?

Yes, without a doubt. For me, despite the chaos and the confusion caused by crime, these freedoms are more valuable than the right to a security that doesn’t really exist anyhow. In the 1990s at least one newspaper in three began to publish sensitive material. At that time I could go to almost any ministry, get information, meet civil servants and ask them questions. Today this would be impossible.

But in the Nineties the oligarchs had the reins in their hands.

I have worked a lot in the West. There, a medium is generally owned by a tangible person. If in Russia a medium belongs to, say, Vladimir Gussinski, then that's called oligarchic. Why, actually? Where does this distortion in Western perception come from? Where do you in the West get your convictions about how good and honest journalism should be practiced? Perhaps in fact it is the case that you in the West could learn something from us. Forgive my impertinence: I haven't seen much investigative work of any quality carried out in the West. In contrast we have carried out this kind of work.

I meant the pluralism of the Nineties. Surely it was to an extent an "oligarchic" pluralism, which, due to the current Putin regime, is in my opinion somewhat glorified.

Of course in the 1990s there were restrictions on freedom of expression but, due to the fact that the media belonged to different business structures, despite influence being exerted pluralism was preserved. At that time the State owned less than 34 per cent of the media throughout the country, today the figure is 98 per cent. One should not brand Russian oligarchy capitalism to such an extent, these kinds of things existed in many countries in the world. We still have monopolies today: "General Motors" or the "Times Corporation" in the USA. Each of them defends their interests aggressively. In Russia, where there is a complete lack of any form of civil society this kind of capitalism has taken on a more hideous form. But journalism has not ceased to be journalism just because of this.

And today?

Today the directors of the television channels and the newspapers are invited every Thursday into the Kremlin office of the deputy head of administration, Vladislav Surkov to learn what news should be presented, and where. Journalists are bought with enormous salaries. In discussions they tell us then how horrible it is to work in the state television service. All channels of Russian television aim at telling people incessantly: "Don't worry, be happy." Don't get

upset, laugh, make a joke and don't think about the problems that confront you! Nevertheless, people feel that these are lies because in real life they see that prices and the crime rate are rising, to the same extent as the bribery money that "business" pays to civil servants. They see that their rights are being infringed. We experienced all of this already under Soviet rule. We have already built up a developed socialism. You must understand the fact that we have immense experience. We have a fantastic ability to survive. We can (unfortunately) live without all of that.

The number of listeners to your station "Echo Moskv" rose last year to the respectable figure of 600,000.

Hardly surprising, people are sick and tired of propaganda. In every ministry, in the Kremlin and in the government "Echo Moskv" is played the whole time, because they are craving for information. Recently I held a two-hour programme with the theme "civil society". I asked the listeners whom they trust more: the state or the institutions of the civil society? 95.6 per cent answered in favour of the civil society. And this despite that on all channels people are told about the wonderful President Putin, the father of the people and the great brother who solves all their problems. People just don't believe this any more.

Don't you see a certain new stability?

No, because we are starting an election year. Putin is protected by the bureaucracy, the nomenclature and big capital that made its money in the oil, gas, nickel and titanium business. These people are afraid that, when Putin goes, the legitimacy of the capital that they have accumulated in the last six years will be questioned. An entire group of people in the immediate or more distant surroundings of the president are afraid that their property could be taken away from them.

Do you think that more pressure from the West would encourage the development of Russian democracy?

No. The fate of democracy in Russia depends on the citizens themselves – on how much freedom

they demand. As a democrat I don't rely on any help from outside. When Russia was poor and the oil prices were low one could influence the leadership. Today, as the oil prices are beyond any notion of good and evil, and as Europe is up to 44 per cent dependent on Russian gas, it is completely senseless to rely on pressure from abroad. In the first years when Putin brought so many of these offspring of the most repugnant organisation in the Soviet Union, the KGB, to power, something could have been done. But at that time everyone closed their eyes, now it's too late.

According to the Russian association of journalists, from 1991 to October 2006, 261 journalists were murdered in Russia and only 21 of these cases have been solved. This makes Russia the third most dangerous country in the world for journalists (after Iraq and China) and, according to "Reporters sans frontières", it is one of the few countries in Europe where critical journalists must fear for their lives and freedom.

Jewgenija Albaz, was born in 1958 in Moscow and studied there. During the Soviet era she began to investigate the KGB and in 1992 she produced her first book, which has been translated into German: "Geheimimperium KGB. Totengräber der Sowjetunion" (The Secret Empire of the KGB. The Grave Diggers of the Soviet Union), dtv, Munich. Around this time she was being published regularly in Western media such as "Spiegel" or the "Chicago Tribune". From 1996 to 2003 she published her investigative researches in the "Nowaja Gazeta" – the paper for which Anna Politkovskaya also worked until her death. Ms Albaz was awarded a masters degree in 1996 at Harvard University where she wrote her dissertation thesis on "Bureaucracy and the Russian Transformation" in 2004. From 2002 to 2003 she taught in the USA at Yale University. She has received many awards in Russia, Europe and the USA for her journalistic work.

Eduard Steiner lives and works in Moscow as Russian correspondent of "Der Standard".

Die folgende Reportage vom 21. September 2006 ist die letzte, die die russische Journalistin Anna Politkowskaja in der russischen Zeitung „Nowaja Gaseta“ veröffentlichen konnte. Sie wurde am 7. Oktober in ihrem Wohnhaus ermordet.

Die Umerziehung der schwarzen Witwen

Im offiziellen Tschetschenien sind widersprüchliche Menschen äußerst rar. Einer der Letzten von ihnen ist tot: Buwadi Dachijew.

— Text von ANNA POLITKOWSKAJA (†) —

Am 13. September starb Buwadi Dachijew, stellvertretender Kommandant der Spezialeinheit OMON der russischen Polizei in der Tschetschenischen Republik, bei einem Schusswechsel zwischen tschetschenischen und inguschischen Milizen. Ohne auf die Hintergründe dieses Schusswechsels an der Grenze zwischen Tschetschenien und Inguschetien einzugehen – sie sind geklärt, wurden überall verbreitet und kommentiert –, möchte ich etwas über Buwadi berichten, was zu seinen Lebzeiten nicht geschrieben werden durfte. Ich möchte damit das Andenken eines Menschen ehren, der mir während des Krieges oft half, meine Arbeit zu tun, und zwar häufig in Situationen, die ohne seine Hilfe ein durchaus letales Ende hätten nehmen können.

Buwadi war eine außergewöhnliche Persönlichkeit, er bestand aus lauter Widersprüchen, aus zwei Hälften. Wenn ich nach einem Vergleich suche, so fällt mir das Grabmal Chruschtschows auf dem Friedhof des Neujungfrauenklosters in Moskau ein: eine Hälfte ganz schwarz, die andere ganz weiß.

Einerseits war Buwadi durch und durch ein Militär, wie es sie in Tschetschenien zuhauf gibt, ein Offizier der sogenannten moskautreuen tschetschenischen Streitkräfte. Er diente seit 1995 treu ergeben im tschetschenischen OMON, was eine absolut pro-russische und prinzipienfeste Haltung voraussetzte – Tschetschenien war für ihn lediglich ein Teil Russlands. Dafür erhielt er Medaillen und den Tapferkeitsorden und wurde zum Oberst ernannt.

Mitunter war er dabei äußerst brutal. Nennen wir die Dinge bei ihrem Namen: Die tschetschenischen OMON-Leute sind keine harmlosen Burschen, die kein Wässerchen trüben können. Dort arbeiten Menschen, um zu schießen, und sie schießen, um zu töten, bis es sie selbst erwischt. Der OMON hat immer wieder Menschen verschleppt, verschwinden lassen, geprügelt und weiß Gott was alles getan.

Es war im August in Grosny während meiner allerletzten Begegnung mit Buwadi: Er hielt den Blick gesenkt und biss wütend in eine Melone, als wäre sie an irgendetwas schuld, war nervös und futterte das rote Fruchtfleisch mit der Gier eines Verhungerten in sich hinein. Er tat alles, um das Gespräch über einen tschetschenischen Studenten abzuwürgen, den der OMON verschleppt und in seiner Gewalt gehabt hatte, bevor er spurlos verschwunden war. Und nun rennt Aminat Kulojewa, Pensionistin und Mutter des Studenten Alichan Kulojew, gemeinsam mit anderen betroffenen Müttern durch ganz Tschetschenien und fleht alle, die ihr begegnen, an, sie mögen bei Buwadi ein gutes Wort für sie einlegen – vielleicht könne er sagen, wo ihr einziger Sohn ist.

Ich habe es getan. Doch Buwadi schwieg: Es gab nichts zu antworten. Da war ein Student – jetzt ist er weg.

Er sagte: „Er hatte sich überhaupt nichts zuschulden kommen lassen.“

„Und warum habt ihr ihn dann nicht laufen lassen?“

Buwadi schwieg und zerstückelte die Melonenschale.

Die tschetschenischen Militärs teilen sich in solche, die erst überlegen, ehe sie töten, und jene, die sich das Denken längst abgewöhnt haben. Buwadi versuchte zu verstehen, wen er im Visier hatte. Und das hat vielen das Leben gerettet, darunter auch – nach den Gesetzen des Tschetschenienkrieges – eigentlich hoffnungslose Fälle.

Intern war Buwadi in tschetschenischen Kreisen als der Mann bekannt, der die „schwarzen Witwen“ rettete, die als potenzielle Schahiden, als „für den Glauben Gefallene“, generell zu liquidieren waren. Worin bestand diese Rettung? Buwadi entführte sie und nahm sie bei sich zu Hause auf, wofür es keinerlei rechtliche Grundlage gab.

Was machten sie bei Buwadi? Sie befanden sich gewissermaßen im Hausarrest, in Quarantäne, wenn man so will. Buwadi kehrte nach dem Dienst heim und führte die ganze Nacht hindurch mit ihnen Gespräche. Er hatte in seinem Haus, das einer Kaserne glich, potenzielle Schahiden einquartiert – und das ist wahrlich keine Übertreibung, denn sie waren in der Tat absolut bereitwillige Selbstmordattentäterinnen, die, als sie zu Buwadi kamen, bereits von ihren Männern und deren Kameraden darin ausgebildet worden waren, mit Sprengstoff umzugehen und jederzeit auf Befehl einen Autobus in jedes beliebige Ziel zu steuern.

„Warum mussten Sie das tun?“

„Alle hatten ihre Kinder bei sich.“

„Und die Kinder haben auch bei Ihnen gewohnt?“

„Ja, sie waren mit den Kindern da. Ich wollte herausfinden, ob sie alle unrettbar verloren waren. Waren sie noch imstande, die eigenen Kinder großzuziehen, oder war schon ‚alles vorbei‘?“

Ich schicke voraus: Keine Einzige von ihnen hat sein Haus als „unrettbar Verlorene“ verlassen. Das Ergebnis der seltsamen Erziehungsarbeit des OMON-Mannes Buwadi in einem geächteten tschetschenischen Milieu, wie man es sich schlimmer nicht vorstellen kann, waren Mütter, die nach Buwadis Gehirnwäsche tatsächlich zu begreifen begannen, dass sie in erster Linie Mütter waren.

„Anfangs wollten sie nur noch für ihren Mann sterben. Nahmen kein Stück Brot von mir“, erzählte Buwadi. „Weil mein Brot von den Verrätern kam. Sie rührten ihre Kinder nicht an, als ob sie gar nicht da wären. Saßen verschleiert da, wie tot.“

„Und was geschah dann?“

„Ich habe ständig mit ihnen geredet und nach zwei, drei Tagen begannen sie zu essen. Einige nahmen den Schleier ab und banden sich – wie in Tschetschenien üblich – ein Kopftuch um. Als sie allmählich wieder auflebten, brachte ich sie irgendwo unter. Im Ausland, aber auch in Russland. Suchte nach möglichen Verwandten, damit sie irgendwo, möglichst weit weg von den Großstädten, leben konnten, telefonierte, traf Verabredungen.“

Wir redeten über seine Motivation: Wozu hatte er das alles nötig?

„Was kannten sie denn schon, diese jungen Dinger?“, erklärte mir Buwadi. „In ihrem Alter waren wir junge Pioniere, fuhren ins Ferienlager, gingen ins Kino, aßen Eis. Doch sie haben von all dem nie etwas gesehen. Und so ist es eben gekommen. Ich fühlte mich ihnen gegenüber schuldig.“

„Und Ihr Resümee betreffend die Schahiden? Sind sie unverbesserlich?“

„Nein, die meisten von ihnen sind nicht zu verurteilen. Man hat ihnen bloß das Gehirn vernebelt.“

Ich werde die Namen der von Buwadi geretteten jungen Witwen nicht nennen – das ist nicht nötig. Hauptsache, sie selbst wissen, wer gemeint ist und wem sie ihr zweites Leben verdanken. Nachdem Buwadi sie möglichst weit weg geschickt hatte, riefen sie ihn immer wieder an, holten seinen Rat ein, was sie in dieser oder jener Situation tun sollten. Bis zum 13. September dieses Jahres.

Es gibt zwei Versionen über den Tod von Buwadi. Die erste, die „schwarze“, lautet, dass er an den Ort des Feuergefechts zwischen tschetschenischen und inguschischen Milizen fuhr, einem inguschischen Milizionär eine Ohrfeige verpasste und sofort erschossen wurde.

Ich glaube es nicht: Schießen ja, doch eine in die Fresse – nein, das war nicht sein Stil, er kannte nur zu gut die Folgen eines Streits zwischen Tschetschenen und Inguschen.

Die zweite Version: Als das Scharmützel losging, war Buwadi nicht an Ort und Stelle, befand sich aber nicht weit entfernt davon und eilte hin, um die Leute zu beruhigen. Er stieg aus dem Wagen, redete auf sie ein, sie mögen aufhören und sich besinnen – da traf ihn eine Salve aus einem Maschinengewehr.

So war es wohl. Und ich bin froh, dass Buwadi bis zum Schluss er selbst war: Er versuchte, sie vom Schießen abzuhalten. Obschon er selbst hervorragend bewegliche Ziele treffen konnte. Doch die letzten Stunden seines Lebens verbrachte Buwadi innerhalb seiner „weißen“ Hälfte.

„Alle haben den Krieg bereits satt“, sagte er einen Monat vor seinem Tod zu mir. „Alle müssen sich aussöhnen.“

Heutzutage herrscht im offiziellen Tschetschenien ein eklatanter Mangel an solchen Menschen – keine Engel, doch solche, die sich betroffen fühlen und leiden. Es gibt in Tschetschenien immer mehr „geradlinige Einzeller“. Jemanden zu töten bedeutet für sie so viel wie eine Tasse Tee zu schlürfen. Einen Menschen zu verstehen, der im Voraus zum Feind erklärt wurde, weil er anders lebt, ist für einen Einzeller unmöglich.

Was bedeutet „verstehen“ in tschetschenischen Verhältnissen? Verstehen bedeutet, Leben zu bewahren. Das ist der Preis der Toleranz, einen anderen gibt es dort derzeit nicht. Buwadi schenkte Menschen einen zweiten Versuch, obwohl seine Stellung ihn dazu verpflichtete, schon den ersten zu unterbinden. Er schenkte, einfach so – und es gibt niemanden, der ihn hier ersetzen kann.

„Hast du wenigstens in dem Haus, in dem du übernachtetest, ein Maschinengewehr?“, fragte Buwadi besorgt.

„Da gibt es kein Maschinengewehr. Ich will auch keines“, murmelte ich. „Ich habe die Maschinengewehre satt. Sieben Jahre gibt es sie schon. Hast du sie denn noch nicht satt?“

Buwadi schwieg, er stimmte zu. Auch er hatte die Maschinengewehre und die ewige Angst satt. Er war todmüde davon, sich nie von der Waffe trennen zu dürfen und im Tarnanzug in einem Haus zu schlafen, das einer Kaserne ähnelt. Es heißt, wer müde ist, stirbt.

Übersetzung aus dem Russischen: Ruth Berg

Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung von „Nowaja Gaseta“ und „Perlentaucher“. Erste Veröffentlichung der deutschen Fassung unter www.perlentaucher.de/artikel/3430.html

Anna Stepanowna Politkowskaja wurde am 30. August 1958 in New York geboren und am 7. Oktober 2006 in Moskau in ihrem Haus von unbekanntem Tätern ermordet. Sie war Reporterin, Autorin und Aktivistin für Menschenrechte und wurde bekannt durch Reportagen und Bücher über den Krieg in Tschetschenien, über Korruption im Verteidigungsministerium und im Oberkommando der Streitkräfte in Tschetschenien.

Bücher:

„Tschetschenien – Die Wahrheit über den Krieg“, DuMont, Köln 2003
„In Putins Russland“, DuMont, Köln 2005

This article from September 21, 2006 is the last that Anna Politkovskaya published in the Russian newspaper "Novaya Gazeta". She was murdered on October 7 in her apartment building.

The man who gave second chances

In official Chechnya people who think differently are extremely rare. One last of them has died: Buvadi Dachijev

— Text by ANNA POLITKOWSKAJA (†) —

On September 13, the deputy OMON commander of the Chechen republic, Buvadi Dakhiev, was killed by a shot to the head in what has become a famous exchange of fire between Chechen and Ingushetian militias at the checkpoint between Chechnya and Ingushetia. Without going into the background of this conflict – which has been explained, widely disseminated and discussed – I would like to say something about Buvadi that could not be said during his lifetime. In doing so, I would like to honour the memory of this person who often helped me with my work, sometimes in moments which could have found a lethal end, had it not been for his help.

Buvadi was an extraordinary personality, he was full of contradictions, consisted of two halves. If there is any association to be made, it would be with Nikita Khrushchev's tombstone in the Novodevichiy graveyard in Moscow: one half entirely black, the other entirely white.

On the one hand, Buvadi was a military type through and through, one of many in Chechnya, an officer in the Chechen forces allied with Moscow; but he was one of the new breed that came into being when criminals and terrorists from Kadyrov's contingent took over power. He was a representative of the Dudaev opposition, which since 1995 had been serving in faithful obedience to the Chechen OMON; an absolutely pro-Russian and unswerving position – Chechnya was simply part of Russia. For this he received medals and badges of courage and was made colonel. When Aslan Maskhadov and Shamil Basayev came to power, Buvadi was living in Chechnya, without principles. Then came the second war and he began to fight in the front row against Maskhadov and Basayev.

He was, at times, extraordinarily brutal. Let's call a spade a spade: the Chechen OMON people are no harmless boys who wouldn't hurt a fly – they are there to shoot to kill and they keep shooting until they themselves get nailed. The OMON has kidnapped, beaten and made people disappear and God knows what else.

My final meeting with Buvadi was in August in Grosny: his eyes were lowered, he bit angrily into a melon as though it were to blame for something, he was nervous and ate the red meat of the fruit with the appetite of a starved man; he did everything possible to avoid a discussion of the Chechen student who had been kidnapped and held by the OMON and had since disappeared without a trace. And Aminat Kuloyeva, the pensioner and mother of the student Alichan Kuloyev, was running around all of Chechnya with other aggrieved mothers, pleading with everyone they met to put in a good word for them with Buvadi – maybe he could say where their son was.

As a matter of interest, I did do it. But Buvadi said nothing: there was nothing to answer, he was a student, now he's gone.

Buvadi: "He had done absolutely nothing wrong."

"Then why didn't you let him go?"

Buvadi was silent and chopped the melon peel into bits.

On the other hand, Buvadi was as brutal as he was gentle, while many others were never gentle in the least. The Chechen military is divided between those who think before they kill and those who have forgotten to think. Buvadi tried to understand who he had in his sights. And that

saved many people's lives, including some hopeless cases – judged by the laws of the Chechen war.

Internally, Buvadi was known in Chechen circles as the man who rescued the widows of commanders, who as potential Shahids ("those who fall for the faith"), were doomed to be liquidated. What kind of a rescue was this? Buvadi kidnapped them and took them home – something he had no right to do.

What did they do at Buvadi's? They were basically put under house arrest, in quarantine if you like. After work, Buvadi went home and talked with them through the night. Here, in his house, that was basically a barracks, Buvadi housed potential Shahids – and it's probably not exaggerating to say that they were indeed suicide bombers, ready to go, when they came to Buvadi, already trained by their husbands and their comrades, already knowledgeable about how to use explosives, to steer a bus and, on command, to drive it at any time and in any place into whatever.

"Why did you have to do that?"

"They all had their children with them."

"And the children all lived there too?"

"Yes, they were there with their children. I wanted to find out: are they all irredeemably lost? Will they still be able to raise their children or is it already 'all over' for them?"

I would guess that not one of them left his house "irredeemably lost." The result of this bizarre education by the OMON-man Buvadi in an outlawed Chechen milieu – a worse place cannot be imagined – were that the mothers, following the brainwashing by Buvadi, actually began to realize that they were first and foremost mothers.

"At the beginning, they just wanted to die for their husbands. They wouldn't accept a piece of bread from me," Buvadi explains. "Because my bread came from the traitors. They didn't touch their children, as though they weren't there. They sat there in their veils as though dead, nothing else."

"And what happened then?"

"I talked to them constantly and after two or three days, they began to eat. Some took off their veils and put on a scarf – as is customary in Chechnya. There was one who had stolen from us. A Wahhabi – I had to laugh! But it was just that one. When they finally came back to life, I found homes for them. Abroad, or here, in Russia. I looked for relatives so that they could live somewhere, as far away as possible from big cities, where they could telephone, meet up."

We talk about his motivation: why did he do all that?

"What did they know, those little things?" Buvadi asked me. "At their age, we were all young pioneers, we went to summer camp, to the movies, ate ice cream! They don't know any of that. And that's how it happened. I felt I owed them something."

"And your conclusion about the Shahids? Can they be redeemed? Are they irreformable?"

"No, the Wahhabis – most of them cannot be condemned. Their heads have just been clouded."

I will not name the names of the young widows that Buvadi rescued –

that's not necessary. The main thing is that they themselves know who is meant and to whom they owe their second lives. After Buvadi sent them as far away as possible from the Caucasus, they continued to call to ask for his advice, what they should do in this or that situation. Until September 13 of this year.

It was roughly in the year 2002 ... or maybe at the end of 2001. Winter. A hard winter – shootings, explosions, but at least Kadyrov's son was still being sent away when the adults talked business. There are no end of underground organisations in Grosny, most of them made up of teenagers between 14 and 16.

"I feel so sorry for them," says Buvadi, who often issued the order that they be eliminated. "We surround them – they know that they're going to die soon, and I listen to what they're talking about through a walkie-talkie.

"Why do you feel sorry for them?"

"It's like with the Shahids. They haven't lived yet, they haven't seen anything. I feel a personal sense of guilt that they've been robbed of their childhoods. How often did they ask me, crying out of the houses that we'd surrounded, "Let me die, uncle!" And I let them be blown up because I knew what would happen if we caught them alive. And sometimes I delivered their last words to their parents."

For some reason, we recalled especially vividly the stories of the underground youth that he had liquidated this August. Buvadi had been very happy that there had been no law prohibiting a return of the corpses at the time.

"I gave the corpses back to the parents in person. How could I manage that now?"

At the time, in 2002 or 2003, we discussed who he believed the Wahhabis to be. And what should be done about them. At the time, we heard a lot of slander, many insults of the Wahhabi from the pro-Russian Chechens. They were being killed without batting an eyelid. But Buvadi permitted himself to say the following out loud: "There were bandits as well as absolutely decent people among them. And they were all killed."

I can still see him as he said that to me. The second storey of the "white box" of the OMON building in Grosny – the office of the OMON commander at the time, Mussah Gasimagomedov, who was later killed. Strange, drunk officers from the Russian special units were careening around ("the Russians") with glazed-over murderous looks – the "death squadrons" of the interior secret service and the military intelligence corps. Comrade Buvadi in war. Buvadi put down his snack and bottle and explained something to them as well.

"Decent people? Why decent – if anything!" And I in turn tell something horrible of the lives of those who identify themselves as Wahhabis.

Buvadi cuts me off.

"My brother was a Wahhabi. He was an absolutely decent person. I've never since met such decent people. Neither before him, nor after. Decent in every respect – in his thoughts and his daily acts. He didn't drink, didn't smoke, didn't do anything bad."

"Did he work on you?"

"Never. He never forced anything on me."

"And where is he now?"

"He is dead."

And after a half minute of silence, he says to me with unbelievable pride, with joy even and a smile, as though his brother had won the Nobel Prize, "He fell in combat. As it should be."

Those who were eating or drinking, ceased. To express so much pride for a Wahhabi in the midst of the bulwark of the anti-Wahhabi movement seemed to be to risking his brother's fate.

Kadyrov's son followed later. And how he hated Buvadi! He was constantly trying to stick him in the terrorist camp. "You support them!" For the entire summer, he was trying to get Buvadi thrown out of the OMON, to drive him out of Chechnya. When chechenisation took on its

ugliest form, and baseness was considered as worthy as courage in the country, Buvadi's brother was put forward as evidence that Buvadi, a fighter to the core, fancied the terrorists; in addition, he was offering Shahids courses in salvation.

But Buvadi remained proud of his decent Wahhabi brother and the fact that he was returning children to their mothers. He never condescended to keeping quiet on these matters. These days, many Chechens are in a similar situation to Buvadi, with brothers going astray in all directions. The civil war has torn families apart, destroyed their morale and new customs have set in: publicly breaking off with your own brother, for example, because he's fighting for the wrong side.

There are two versions of Buvadi's death. The first, the "dark one" goes that he drove to where the Chechen and Ingushetian militias were fighting, slapped an Ingushetian militia-man and was shot right away.

I don't believe it: shooting yes, but one on the face – that wasn't his style, he knew too well the consequences of a fight among Vainakh.

The second version: when the skirmish began, Buvadi was nearby and hurried to the fighting to calm everyone down. He got out of the car, told the people they should listen and pull themselves together – and was met with a volley from a machine gun.

That's how it was. And I'm glad that Buvadi was himself to the bitter end: he tried to stop them from shooting. Even though he could hit moving targets very well. But Buvadi spent the last hours of his life on his "white" half. "Everyone is sick of the war," he said to me a month before his death. "Everyone wants reconciliation."

Today there is an astonishing shortage of such people in official Chechnya – no angels, rather people who feel deprived, who suffer. There are more and more isolated individuals in Chechnya. Killing someone means as much to them as sipping tea. It's not possible for such people to understand someone who has already been defined as an enemy because he lives differently.

What does "understand" mean in the Chechen context? Understanding means staying alive. That's the price of tolerance, and the only one at the moment, even if some people continue to believe that the games with the amnesty are an example of Kadyrov's tolerance and that he "rescues fighters" to preserve the nation.

Lies, all lies. People are being bound by bloodshed; the hope is that these fetters will act to restrain and control. Buvadi, on the other hand, wanted to unite with the possibility of being able to live without his help – that was his principle. He gave people a second chance, even though his position in fact prohibited him from offering them a first one. He gave. Just like that – and there's nobody here that can replace him.

"Do you at least have a machine gun in the house where you're staying?" Buvadi asked, worried.

"There's no machine gun and I don't want one," I murmur. "I've had enough of machine guns. We've had them for seven years. Are you not tired of them?"

Buvadi was silent but agreed. Even Buvadi was tired of the machine guns and the eternal fear. He was dead tired of not being allowed to leave his weapon behind, of having to sleep in camouflage in a house that looks like a barracks. It is said that he who is tired, dies.

Translation from the German: Naomi Buck

Published with kind permission of "Nowaya Gazeta" and "Perlentaucher". German version first published at www.perlentaucher.de/artikel/3430.html. The English version reproduced here appeared on 12.10.2006 at www.signandsight.com

Anna Stepanova Politkowskaya was born on 30 August 1958 in New York and was murdered by unknown assailants on 7 October 2006 in her house in Moscow. She was a reporter, author and activist for human rights and became known through her reports and books about the Chechnya war, about corruption in the Ministry of Defence and in the high command of the armed forces in Chechnya.

Books: "Putin's Russia", B&T, 2005, "A Small Corner of Hell: Dispatches from Chechnya", The University of Chicago Press, 2003

Das Ding mit dem Balkan

Grita Insam hat vor 36 Jahren in Wien eine Galerie eröffnet, Andreiana Mihail vor einem halben Jahr eine in Bukarest. Anlässlich der zum dritten Mal stattfindenden Kunstmesse VIENNAFAIR in Wien sprechen die beiden Galeristinnen mit „Report“ über ihre Pionierarbeit, globale Märkte und die Lücke nach Picasso.

– NINA SCHEDLMAYER im Gespräch mit GRITA INSAM und ANDREIANA MIHAIL –

Nina Schedlmayer: Andreiana, Sie waren schon im Vorjahr als Kuratorin der Galerie Noua aus Bukarest auf der VIENNAFAIR. Dieses Jahr kommen Sie mit einer eigenen Galerie. Was sind Ihre Erwartungen?

Andreiana Mihail: Einen sehr guten Stand zu haben, ausgezeichnete Arbeiten zu zeigen, interessante Leute zu treffen, ein positives Image aufzubauen.

Sie haben Ihre Galerie erst im November vorigen Jahres in Bukarest eröffnet. Wann haben Sie beschlossen, Galeristin zu werden?

A. M.: Ich habe das Abenteuer Kunst mit Freunden gestartet, mit denen ich drei Jahre lang den rumänischen Kunstverein „-ESCO art contemporain“ führte. Ich habe einige Ausstellungen kuratiert und Praktika in den USA absolviert. Ich habe bei allen wichtigen Kunstevents, der „Frieze Art Fair“ in London, der „Art Basel“ und so fort Erfahrungen gesammelt. Dann hatte ich das Gefühl, dass es an der rechten Zeit war, und eröffnete die Galerie. Ich kann mich zudem über eine Partnergalerie in Los Angeles freuen, die mich kräftig unterstützt. In Rumänien leben viele gute, junge Künstler. Ich möchte in der Galerie die Qualität halten, auf die ich schon vorher, als Kuratorin diverser Ausstellungen, Wert legte.

Gibt es Sammler oder Museen in Rumänien, die Ihre Galerie in größerem Maß unterstützen?

A. M.: Nein, ich verkaufe das meiste ins Ausland. Der Kunstmarkt entwickelt sich leider nicht sehr schnell in Rumänien. Wir alle wissen ja: Es ist nicht nur wichtig, zu verkaufen, man muss auch an die richtigen Leute verkaufen, um einen Künstler seriös über einen längeren Zeitraum aufzubauen. Ich will in den nächsten Jahren in Bukarest bleiben – ich bin optimistisch – und später vielleicht expandieren.

Grita, als Sie vor 36 Jahren Ihre Galerie in Wien eröffnet haben, war die Situation mit jener heute in Bukarest vergleichbar: Es existierte so gut wie kein Kunstmarkt, Galerien gab es ebenfalls nur wenige. Was sind die größten Anforderungen bei dieser Pionierarbeit?

Grita Insam: Wir litten in den sechziger und siebziger Jahren in Wien noch an den Nachwehen der Nachkriegszeit und den damit verbundenen Informationsbarrieren im Bereich der Kunst. Der Markt in Österreich wurde damals leider vom Phantastischen Realismus beherrscht. Durch die extrem hohen Auflagen und die überhöhten Preise dieser Druckgrafiken wurden Kunstsammler nachhaltig misstrauisch, was sich lange negativ auf den Markt auswirkte.

Wir reisten viel und holten uns aus der ganzen Welt unsere Informationen in die Stadt und haben schließlich erreicht, öffentliche Förderungen zu bekommen. Auf andere Art und Weise als heute mussten wir dann eben unsere Projekte „verkaufen“, an die Stadt oder den Staat.

Zunächst haben wir vor allem einmal kuratiert, ans Geldmachen dachten wir am Anfang gar nicht. Wir wollten dem österreichischen Publikum Konzeptkunst und Performance nahebringen; dafür haben wir didaktisch aufgearbeitete Projekte konzipiert und in unseren Räumen realisiert. Als ich später die Galerie mehr für den Markt öffnete, kuratierte ich weiterhin Ausstellungen, auch im Ausland.

A. M.: In Bukarest kennen heute nicht einmal die gebildeten Leute die Kunst nach Picasso: Der Abstrakte Expressionismus etwa ist ihnen nicht geläufig. Was aktuell in der Kunst passiert, sagt ihnen aber paradoxerweise eher wieder etwas. Die Wissenslücke zwischen moderner und zeitgenössischer Kunst müsste in Rumänien gefüllt werden. Die eigenartige Sache in Bukarest ist: Wir haben ein Museum zeitgenössischer Kunst, aber keines für moderne Kunst. Wie sollen die Leute aber verstehen, was sie heute an Kunst sehen, wenn ihnen die kunstgeschichtlichen Grundlagen fehlen?

Der Kunstbetrieb wird zusehends globaler. Was bedeutet das für Ihre Arbeit mit den lokalen Szenen?

G. I.: Meine Strategie war es immer, Künstlerpersönlichkeiten von hohem Bekanntheitsgrad wie die Gruppe „Art and Language“, Candida Höfer oder Ken Lum Künstler und Künstlerinnen aus Wien gegenüberzustellen. Diese Vorgehensweise habe ich auch in meiner Galerie in Chicago fortgesetzt. Leider musste ich das Projekt dort schon nach einem Jahr beenden, weil uns der Golfkrieg die wirtschaftliche Basis entzog.

A. M.: Bei mir läuft es ähnlich. Ich habe internationale, aber auch rumänische Künstler im Programm. In der ersten Ausstellung in meiner Galerie waren Arbeiten von Tom Chamberlain, Hideko Inoue, Adrian Ghenie, Ciprian Muresan – Künstlern aus England, Japan und Rumänien – zu sehen. In die lokale Kunstszene muss man als Galeristin ständig Leben hineinpumpen, um Leute herauszufordern, zu provozieren. Die Kunstszene in Rumänien ist seltsam. Die Leute gehören großteils einer sehr jungen Generation an, anders als in Wien vielleicht. Die meisten Künstler sind zwischen, sagen wir, 20 und 35 Jahre alt. Mit denen komme ich als junge Galeristin gut zurecht.

Arbeiten rumänische Künstler „politischer“ als westeuropäische?

A. M.: Nicht mehr. Vielleicht nach der Revolution, als „dieses Ding mit dem Balkan“ aufkam, das aber wahrscheinlich in dieser Zeit gut funktionierte und sich in Ausstellungen wie „Blut und Honig“ von Harald Szeemann (2003 in der Sammlung Essl in Klosterneuburg; Anm. d. Red.) manifestierte. Vor etwa zwei Jahren hat sich dieser Ost-West-Fokus aber entschärft. Der Akzent auf Politik wird bei rumänischen Künstlern deutlich schwächer.

G. I.: Meiner Meinung nach gibt es gar keine unpolitische Kunst – auch wenn sie nicht unbedingt mit Tagespolitik zu tun haben muss. Darüber zu diskutieren, würde allerdings viele Stunden dauern.

Grita Insam eröffnete 1971 ihre Galerie in der Köllnerhofgasse in Wien, wo sie vor allem Konzeptuelle Kunst präsentierte. Im September 2005 zog die Galerie an ihre heutige Adresse um: An der Hülben 3, A-1010 Wien. Neben anderen vertritt Insam die Künstler Robert Adrian X, Irwin, Ken Lum, Katarina Matiassek, Flora Neuwirth, Ruth Schnell und Peter Weibel.

Andreiana Mihail studierte und arbeitete unter anderem in Paris und den USA. Am 16. November 2006 eröffnete sie ihre Galerie in Bukarest mit der Ausstellung „Small Wonders“. Zu den von ihr vertretenen Künstlern zählen Andrian Ghenie, Cristi Pogacean, Serban Savu und Tom Chamberlain.

Nina Schedlmayer lebt und arbeitet in Wien. Sie schreibt als freie Kunstkritikerin und Journalistin unter anderem für „profil“ und „artmagazine.cc“.

VIENNAFAIR

The International Contemporary Art Fair focused on CEE 2007
26.–29. April 2007

Messezentrum Wien Neu, Messeplatz 1, A-1020 Wien

www.viennafair.at

Die Erste Bank ist seit diesem Jahr Hauptsponsor der VIENNAFAIR. Bereits zum dritten Mal unterstützt sie 15 junge und teilweise noch unbekannte Galerien aus Zentral- und Osteuropa dabei, sich in Wien der internationalen Kunstszene zu präsentieren:

Polen

Galeria Piekary, www.galeria-piekary.com.pl

lokal_30, www.lokal30.pl

Program Gallery, www.artprogram.art.pl

Rumänien

Plan B, www.plan-b.ro

Andreiana Mihail Gallery, www.andreianamihail.com

Galeria Noua, www.galerianoua.ro

Russland

Aidan Gallery, www.aidan-gallery.ru

Regina Gallery, www.regina.ru

XL Gallery, www.xlgallery.ru

Serbien

Remont Gallery, www.remont.co.yu

Zvono Gallery, www.galerijazvono.com

Slowakei

Bast' Art Gallery, www.bastart.sk

Galéria Priestor for Contemporary Art, www.priestor.org

Tschechien

hunt kastner artworks, www.huntkastner.com

Ungarn

acb Gallery, www.acbgaleria.hu

The Balkans Thing

Grita Insam opened her gallery in Vienna 36 years ago, Andreiana Mihail opened hers in Bucharest six months ago. On the occasion of the VIENNAFAIR art fair in Vienna the two gallery owners spoke with "Report" about their pioneering work, global markets and the gap that followed Picasso.

— NINA SCHEDLMAYER talks to GRITA INSAM and ANDREIANA MIHAIL —

Nina Schedlmayer: Andreiana, last year you were at VIENNAFAIR as curator of the "Galerie Noua" from Bucharest, this year you have come with your own gallery. What are your expectations?

Andreiana Mihail: To have a very good stand, to show very good works, to meet interesting people and to build up a good image.

You only opened your gallery in Bucharest in November of last year. Why did you decide to become a gallery owner?

A. M.: I started the art adventure together with friends with whom I ran the Romanian art association "-ESCO art contemporain" for three years. I curated a number of exhibitions and took practical training in the USA. I acquired experience at all important art events, the "Frieze Art Fair" in London, "Art Basel" and so forth. Then I had the feeling that the right time had come and opened the gallery. Happily, I have a partner gallery in Los Angeles that provides me with considerable support. In Romania there are many good, young artists. I want to preserve in the gallery the quality that I emphasised as curator of my exhibitions.

Are there collectors or museums in Romania that support your gallery to any considerable extent?

A. M.: No, I generally sell abroad. Unfortunately the art market in Romania is not developing very rapidly. As we all know: it is not only important to sell, one must also sell to the right people in order to build up an artist seriously over a longer period of time. I want to stay in Bucharest for the years to come, I feel optimistic, and maybe I can expand later.

Grita, when you opened your gallery in Vienna 36 years ago the situation was comparable with the current situation in Bucharest: there was as good as no art market, there were also only a few galleries. What were the greatest demands in this pioneering work?

Grita Insam: Vienna in the sixties and seventies still suffered from the effects of the post-war period and the associated barriers to information in the area of art. Unfortunately, the art market in Vienna was dominated by Fantastic Realism. Through the extremely high number of copies and the inflated prices of these prints art collectors became permanently suspicious which, for a long time, had a negative effect on the market.

We travelled a lot and brought information back to Vienna from all around the world and finally succeeded in getting public subsidies. In a different manner to nowadays we had to "sell" our projects to the city or the state.

First of all we curated, at the beginning we didn't think at all about making money. We wanted to bring conceptual and performance art to the Austrian public; to this end we conceived didactically worked-out projects and carried them out in our rooms. When I later opened up the gallery more to the market, I continued to curate exhibitions, also abroad.

A. M.: In Bucharest even educated people do not know anything about art after Picasso: they are not familiar with abstract expressionism – but paradoxically what is currently happening in art says something to them. The gap in people's knowledge about the area between modern and contemporary art has yet to be filled in Romania. The strange thing in Bucharest is: we have a museum of contemporary art but no gallery of modern art. How should people understand the art they see today if they don't have the art historical basis with which to do so?

The art business is becoming increasingly global. What does this mean for your work with local scenes?

G. I.: My strategy was always to contrast high-profile artists such as the group "Art and Language", Candida Höfer or Ken Lum with artists from Vienna. I continued this approach in my gallery in Chicago. Unfortunately I had to end the project there after just a year, as the Gulf War deprived us of our economic basis.

A. M.: With me things are much the same. I have international artists in my programme but also Romanians. In the first exhibition in my gallery there were works by Tom Chamberlain, Hideko Inoue, Adrian Ghenie, Ciprian Muresan – artists from England, Japan and Romania. As a gallery owner in the local scene you must always pump in life, challenge and provoke people. The art scene in Romania is strange. The people for the most part belong to a very young generation, different to Vienna perhaps. Most of the artists are, let's say, between 20 and 35. As a young gallery owner I get on with them very well.

Do Romanian artists work in a more "political" way to those from Western Europe?

A. M.: Not any longer. Perhaps after the revolution, when this whole Balkans thing began, but which probably served its purpose at the time and which was manifested in exhibitions such as "Blut und Honig" by Harald Szeemann (2003 in the Sammlung Essl in Klosterneuburg). But about two years ago this East and West focus grew less concentrated. With Romanian artists the emphasis on politics has noticeably diminished.

G. I.: In my opinion there is no apolitical art – even if it does not necessarily have to do with day-to-day politics. But to discuss this kind of thing would take us hours.

Grita Insam opened her gallery in Köllnerhofgasse in Vienna's first district in 1971, where she presented primarily conceptual art. In September 2005 the gallery moved to An der Hülben 2, A-1010 Vienna. Among the artists that Insam represents are: Robert Adrian X, Irwin, Ken Lum, Katarina Matiasek, Flora Neuwirth, Ruth Schnell and Peter Weibel.

Andreiana Mihail studied and worked in Paris and the USA, among other places. On 16 November 2006 she opened her gallery in Bucharest with the exhibition "Small Wonders". The artists she represents include: Andrian Ghenie, Cristi Pogacean, Serban Savu and Tom Chamberlain.

Nina Schedlmayer lives and works in Vienna. She is a freelance art critic and journalist who works for "profil" and "artmagazine.cc", among other publications.

VIENNAFAIR

The International Contemporary Art Fair focused on CEE 2007
26–29 April, 2007
Messezentrum Wien Neu, Messeplatz 1, A-1020 Vienna
www.viennafair.at

This year Erste Bank is the main sponsor of VIENNAFAIR. For the third time it is supporting 15 young and still unknown galleries from Central and Eastern Europe to present themselves in Vienna to the international art scene:

Poland

Galeria Piekary, www.galeria-piekary.com.pl
lokal_30, www.lokal30.pl
Program Gallery, www.artprogram.art.pl

Romania

Plan B, www.plan-b.ro
Andreiana Mihail Gallery, www.andreianamihail.com
Galeria Noua, www.galerianoua.ro

Russia

Aidan Gallery, www.aidan-gallery.ru
Regina Gallery, www.regina.ru
XL Gallery, www.xlgallery.ru

Serbia

Remont Gallery, www.remont.co.yu
Zvono Gallery, www.galerijazvono.com

Slovakia

Bast'Art Gallery, www.bastart.sk
Galéria Priestor for Contemporary Art, www.priestor.org

Czech Republic

hunt kastner artworks, www.huntkastner.com

Hungary

acb Gallery, www.acbgaleria.hu

„Kontakt“-Projekte. News

Ausstellung

„Kontakt Belgrad ... aus der Sammlung der Erste Bank-Gruppe“

Die Sammlung der Erste Bank-Gruppe vermittelt einen Überblick über wesentliche Aspekte des Kunstschaffens in Mittel-, Ost- und Südosteuropa seit den 1960er Jahren. Performancekunst, Medienreflexivität und Antworten auf modernistische Kunstpraktiken stehen im Mittelpunkt der Präsentation. Eine Auswahl der Arbeiten wurde von 20. Januar bis 1. März 2007 im „Belgrader Museum of Contemporary Art“ gezeigt. Ein Ausstellungskatalog in englischer und serbischer Sprache liegt vor.

Museum für zeitgenössische Kunst Belgrad
Ušće 10, Blok 15, SCG-11070 Belgrad
www.kontakt-collection.net

Werkschau

VALIE EXPORT

Im Rahmen der zweiten Moskau-Biennale im März 2007 wurde das Werk der österreichischen Künstlerin VALIE EXPORT in einer Sonderausstellung zum ersten Mal in Russland präsentiert. Dazu erschien ein Katalog auf Russisch und Englisch.

National Centre for Contemporary Arts (NCCA)
Zoologitscheskaja Str. 13, RU-123242 Moskau
www.ncca.ru
<http://2nd.moscowbiennale.ru>

Kunstmesse in Wien

„VIENNAFAIR – The International Contemporary Art Fair focused on CEE 2007“

Die Erste Bank ist seit diesem Jahr Hauptsponsor der VIENNAFAIR. Die Kunstmesse bietet bereits zum dritten Mal jungen und noch unbekanntem Galeristen aus Zentral- und Osteuropa eine Plattform, um sich der internationalen Kunstszene zu präsentieren. Der wachsende Anteil an zentral- und osteuropäischen Galeristen an der VIENNAFAIR zeigt den Erfolg des Konzepts. 15 Galerien kommen mit Unterstützung von „Kontakt“ nach Wien, unter anderem Bast Art Gallery (SK), Andreiana Mihail Gallery (RO), Galeria Piekary (PL), Zvono Gallery (SB), acb gallery (HU), hunt kastner artworks (CZ), XL Gallery (RU).

26.–29. April 2007
Messezentrum Wien Neu
Messeplatz 1, A-1020 Wien
www.viennafair.at

Filmretrospektive in Wien

„Josef von Sternberg“ im Österreichischen Filmmuseum

Er zählt zu den ganz großen Filmschaffenden Hollywoods: der aus Wien stammende Josef von Sternberg (1894–1969). Er hat Marlene Dietrich für die Leinwand entdeckt und zum Weltstar gemacht. Emil Jannings hat für die Mitwirkung in einem seiner Filme einen Oscar erhalten. Die hypnotische Kraft seiner Werke ist auch heute noch ebenso verstörend wie faszinierend.

Das Österreichische Filmmuseum zeigt Sternbergs verfügbares Gesamtwerk mit Unterstützung der Erste Bank in einer Retrospektive.

1.–23. April 2007
Österreichisches Filmmuseum,
Augustinerstraße 1, A-1010 Wien
www.filmmuseum.at

Filmfestival in Linz CROSSING EUROPE 2007

Gemeinsam mit dem „O.K. Centrum für Gegenwartskunst“ in Linz präsentiert das Festival des jungen europäischen Films die bosnische Künstlerin Šejla Kamerić als Artist in Residence. Sie zeigt unter anderem ihren neuen 15-minütigen Kurzfilm „What Do I Know About Love“? Eine Edition des Videos wird nach der Präsentation beim CROSSING-EUROPE-Filmfestival für „Kontakt – Die Kunstsammlung der Erste Bank-Gruppe“ angekauft.

24.–29. April 2007
Festivalbüro: Graben 30, A-4020 Linz
www.crossingEurope.at
www.sejlaameric.com

Reisefilm

„Neue Welt“ von Paul Rosdy

„Neue Welt“ ist ein Reisefilm über das Gestern und Heute jener Landstriche Mitteleuropas, die einst als Böhmen, Siebenbürgen, Dalmatien, Galizien oder Bukowina Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie waren. Der Film reist von der alten Welt in eine neue, von Sarajewo nach Wien und weiter nach Rumänien, von Triest in die Bucht von Kotor, von der ungarischen Puszta in die Ukraine. Eine Mischung aus Musik und Geschichten, Legenden und Anekdoten, Ausschnitten aus alten Reiseführern und Zeitungen, Filmen und Fotos aus der Zeit um 1900 sowie Szenen aus dem Heute vermittelt ein Bild vom Lebens- und Überlebenskampf von Menschen zwischen Traditionen, Veränderungen und Umbrüchen.

Die DVD ist nun im Handel und über
<http://shop.filmladen.at> erhältlich.
www.rosdyfilm.com

Festival der Regionen „Fluchtwege und Sackgassen“

Das „Festival der Regionen“ findet 2007 im Bezirk Kirchdorf an der Krems (OÖ) statt und lädt zu einem Rundkurs entlang von 25 Kunstprojekten zu den Themenschwerpunkten Zeitgeschichte, Migration, Mobilität, Fortschritt und Rückzug. „Kontakt“ unterstützt insbesondere die Beiträge der Künstler Nika Radic (lebt und arbeitet in Wien und Zagreb) und Jiří Skála (lebt und arbeitet in Prag).

23. Juni – 8. Juli 2007
Büro des Festivals der Regionen
Marktplatz 12, A-4100 Ottensheim
www.fdr.at

Secession

Erste Bank und Secession verbindet bereits eine langjährige Partnerschaft. In enger Zusammenarbeit wurde ein Kunstvermittlungsprogramm entwickelt, das regelmäßige Spezialführungen und Sonderveranstaltungen auch für Mitarbeiter anbietet. Für Erste Bank-Kunden besteht bei Vorlage der Erste Bank Card freier Eintritt in die Secession!

Die nächsten Ausstellungen:
28. April – 24. Juni 2007: Tom Burr, „Deimantas“
Juni–September 2007: Baumüller/Hofmann, „Außenraum“
5. Juli – 9. September 2007: Antje Schiffers, Jens Haaning

Secession, Friedrichstraße 12, A-1010 Wien
www.secession.at

Stipendien für zentral- und osteuropäische Nachwuchsliteraten

In der Atelierwohnung TOP 22 des Unabhängigen Literaturhauses Niederösterreich werden wie schon 2005/2006 mit Unterstützung von „Kontakt“ Autoren aus Zentral- und Osteuropa arbeiten können: Lidija Dimkowska (MZ), Juri Andruchowitsch (UK), Egnald Schlattner (RO), Anna T. Szabo (HU), Alek Popov (BG).

Detailliertes Programm unter:
Unabhängiges Literaturhaus Niederösterreich
Steiner Landstraße 3, A-3504 Stein/Krems
www.ulnoe.at

Kinderuni Wien

Begleitend zum Lehrveranstaltungsprogramm bietet die „Kinderuni Wien“ mit Unterstützung der Erste Bank erstmals ein eigenes Rahmenprogramm: den „Kultur-Austausch“-Stand, der an fünf Tagen alternierend von Menschen aus Ungarn, Tschechien, Kroatien, Serbien und der Slowakei betreut wird. Kinder und Eltern können diesen Stand jederzeit besuchen, sich mit den Betreuern dort über die Länder austauschen, die jeweils andere Landessprache kennenlernen und gemeinsam landestypische Produkte gestalten.

9.–21. Juli 2007
www.kinderuni.at

„7 festival for fashion & photography“

Im Rahmen dieses Festivals, das sich zu einem Anlaufpunkt für die alternative internationale Modescene entwickelt, wird der „Kontakt Fashion Award by Erste Bank“ vergeben. Mit dem Preis werden außergewöhnliche Modekollektionen von Designern aus Zentral- oder Osteuropa ausgezeichnet. Der Preisträger wird durch eine internationale Expertenrunde ausgewählt.

20.–24. Juni 2007
Unit F büro für mode
Gumpendorfer Straße 10–12, A-1060 Wien
www.unit-f.at

“Kontakt” Projects. News

Exhibition

Kontakt Belgrade ... from the collection of Erste Bank Group

The collection of Erste Bank Group gives an overview of important aspects of the creation of art in Central Eastern and Southeastern Europe since the 1960s. Performance art, media reflectivity and answers to modernist practices of art form the focal point of the presentation. A selection of the works was shown from 20 January to 1 March 2007 in the Belgrade Museum of Contemporary Art. There is an exhibition catalogue in English and Serbian.

Museum of Contemporary Art Belgrade
Ušće 10, Blok 15, SCG-11070 Belgrade, Serbia
www.kontakt-collection.net

Exhibition

VALIE EXPORT

In the framework of the second Moscow Biennale in March 2007 the work of Austrian artist VALIE EXPORT is being presented for the first time in Russia in a special exhibition. A catalogue in Russian and English accompanies the exhibition.

National Centre for Contemporary Arts (NCCA),
Moscow, Zoologicheskaya str. 13
RU-123242 Moscow.
www.ncca.ru
<http://2nd.moscowbiennale.ru>

Art fair in Vienna

VIENNAFAIR – The International Contemporary Art Fair focused on CEE 2007

Starting this year Erste Bank is the main sponsor of the VIENNAFAIR. For the third year this art fair is offering young and still unknown galleries from Central and Eastern Europe a platform on which they can present themselves to the international art scene. The growing number of Central and Eastern European galleries at the VIENNAFAIR indicates the success of the concept. 15 galleries are coming to Vienna with the support of “Kontakt” including: Bast'Art Gallery (SK), Andreiana Mihail Gallery (RO), Galeria Piekary (PL), Zvono Gallery (SB), acb gallery (HU), hunt kastner artworks (CZ), XL Gallery (RU).

26–29 April 2007
Messezentrum Wien Neu
Messeplatz 1, A-1020 Vienna
www.viennafair.at

Film retrospective in Vienna

“Josef von Sternberg“ in the Austrian Film Museum

Josef von Sternberg (1894–1969) who came from Vienna is numbered among the great filmmakers of Hollywood. He discovered Marlene Dietrich for the screen and made her into a world star. Emil Jannings won an Oscar for his work in one of Sternberg's films. Today the hypnotic craft of his work remains as unsettling as it is fascinating.

In a retrospective the Austrian Film Museum is showing all available works by Sternberg with the support of Erste Bank.

1–23 April 2007
Österreichisches Filmmuseum
Augustinerstraße 1, A-1010 Vienna
www.filmmuseum.at

Filmfestival in Linz
CROSSING EUROPE 2007

Together with the “O.K Centrum für Gegenwarts-kunst” in Linz this festival of young European film is presenting the Bosnian artist Šejla Kamerić as Artist in Residence.

Among the works she will exhibit is a new 15-minute short film “What Do I Know About Love?” After the presentation at the CROSSING EUROPE film festival an edition of the video will be acquired for “Kontakt – the art collection of Erste Bank Group”.

24–29 April 2007
Festivalbüro: Graben 30, A-4020 Linz
www.crossingEurope.at
www.sejlaKameric.com

Travel film

“Neue Welt” by Paul Rosdy

“Neue Welt” (New World) is a travel film about the present and past in those areas of Central Europe that, under the names Bohemia, Transylvania, Dalmatia, Galicia or Bukovina, were once part of the Austro-Hungarian Monarchy. The film travels from the old world into a new one, from Sarajevo to Vienna, and on to Romania, from Trieste to the bay of Kotor, from the Hungarian puszta to Ukraine. A mixture of music and tales, legends and anecdotes, excerpts from old travel guides and newspapers, films and photographs from the period around 1900 as well as scenes from today convey a picture of the life and the struggle of people between tradition, changes and upheavals

This DVD is now available and can be obtained at
<http://shop.filmladen.at>
www.rosdyfilm.com

Festival der Regionen

Escape routes and dead-ends

The Festival der Regionen (festival of the regions) that takes place in 2007 in Kirchdorf an der Krems (Upper Austria) invites visitors to take a tour of 25 art projects that focus thematically on history, migration, mobility, progress and withdrawal. “Kontakt” is supporting in particular the contributions by the artist Nika Radic (lives and works in Vienna and Zagreb) and by Jiří Skála (lives and works in Prague).

23 June – 8 July 2007
Festival office: Marktplatz 12,
A-4100 Ottensheim
www.fdr.at

Secession

Erste Bank and Secession have been linked in partnership for many years. Working in close collaboration an art mediation programme has been developed that offers regular special tours and events, also for staff members. For customers of Erste Bank entry to the Secession is free on production of an Erste Bank bankcard!

The next exhibitions:

28 April – 24 June 2007: Tom Burr, “Deimantas”
June–September 2007: Baumüller/Hofmann, “Außenraum”
5 July – 9 September 2007: Antje Schiffers, Jens Haaning

Secession, Friedrichstraße 12, A-1010 Vienna
www.secession.at

Grants for young writers from Central and Eastern Europe

As was already the case in 2005/2006 with the support of “Kontakt”, authors from Central and Eastern Europe will be offered the opportunity to work in the studio apartment TOP 22 of the Unabhängiges Literaturhaus Niederösterreich (Lower Austrian Independent House of Literature): Lidija Dimkowska (MZ), Juri Andruchowitsch (UK), Egidiald Schlattner (RO), Anna T. Szabo (HU), Alek Popov (BG).

Detailed programme at:
Unabhängiges Literaturhaus Niederösterreich,
Steiner Landstraße 3, A-3504 Stein/Krems
www.ulnoe.at

Kids university Vienna

Parallel to the teaching events programme the “Kinderuni Wien”, with the support of Erste Bank, is offering for the first time its own support programme: the “cultural exchange” stand which will be looked after alternately over a period of five days by people from Hungary, Czech Republic, Croatia, Serbia and Slovakia. Children and their parents can visit this stand at any time and swap information with the people there about the different countries, get to know the different national languages and help to make typical national products together.

9–21 July 2007
www.kinderuni.at

7 festival for fashion & photography

The “Kontakt Fashion Award by Erste Bank” is awarded in the framework of this festival that is slowly developing into a contact point for the alternative international fashion scene. This prize is awarded to out-of-the-ordinary fashion collections by designers from Central or Eastern Europe. The prize winner is selected by an international body of experts.

20–24 June 2007
Unit F büro für mode
Gumpendorfer Straße 10–12, A-1060 Vienna
www.unit-f.at

The tranzit Program Spring / Summer 2007

tranzit is a long-term initiative for contemporary art projects in Central Europe supported by Erste Bank Group. It is a dynamic, transdisciplinary platform for dialogue between artists, curators, critics, other art professionals and their audiences.

Artists in Residence

Tranzit offers an Artist in Residence program in the MuseumsQuartier, Vienna, for young artists, curators, theorists and other professionals working within the field of contemporary art from the Czech Republic, Slovakia and Hungary. Duration of stay is two months, a studio is available in quartier21.

Artists until the end of the year 2007:

March–April: Barbora Klimová (CZ)

May–June: Mira Keratova (SK)

July–August: Michal Moravčík (SK)

September–October: Kata Huszár (HU)

November–December: Bea Hock (HU)

MuseumsQuartier

Museumsplatz 1/5, A-1070 Wien

www.mqw.at

<http://quartier21.mqw.at/>

tranzit.hu

Exhibition: “Balazs Beóthy: The first images, 1994”

The question of this exhibition is: How do we see this video installation from 1994 by the artist Balazs Beóthy (born 1965 in Budapest), which reconstructs the images that surrounded the artist in his home, as a child? A dialogue with his father, in which he tells stories about the images, can be followed in a video film.

20–27 April 2007

Tranzit.hu office

Forint u. 4, HU-1024 Budapest

Free School for Art Theory and Practice

The Free School for Art Theory and Practice considers as the basis of its philosophy the concept that contemporary art and culture produce an excess of knowledge and experience, which can be recycled and used in broader social discourse, beyond their own primary context. The aim of the “Free School” is to increase the theoretical and practical arsenal of the local art scene based on active participation and dialogue in seminars, and also by analyzing artistic positions, critical aspects and the institutional system. The school will function in the form of regular weekend seminars, held by invited curators, theoreticians and artists, allowing for the specificities of the contemporary Hungarian art scene and local discourses.

Dates and lectures 2007

Friday, 20 April 2007: Public lecture by Maria Hlavajová, director “Basis vor actuele Kunst”, Utrecht

Friday, 18 May 2007: Public lecture by Lars Bang Larsen, curator, critic, Copenhagen/Frankfurt and by Soren Andreasen DANISH O, artist, Copenhagen

18–20 May 2007: Seminar “Mediation and middle men” with Lars Bang Larsen and Soren Andreasen, Copenhagen

13–16 September 2007: Performance “Exercise in speculation. Based on the writings of Henri

Bergson” with Anders Kreuger, curator and writer, Uppsala, and Miriam Bäckström, artist, Stockholm

Detailed seminar program and addresses at

www.tranzit.org

tranzit.sk

Talk/Show–Performances, workshops, lectures, screenings

Over a period of more than four weeks over sixteen internationally known artists and cultural practitioners (architects, curators, theoreticians etc.) are invited to give a “talk” in Bratislava’s “Academy of Fine Arts and Design”. In the course of this program a “show” will be built up step by step at “tranzit workshops”, each invited guest contributing a work to the event. “Talk/Show” is curated in Bratislava by Stefan Kalmár and Daniel Pies, Directors of Kunstverein München.

Participants: Anarchitektur (D), Julie Ault (USA), Jeremy Deller (UK), Stephan Dillmuth (D), Luca Frei (CH), Liam Gillick (UK), Florian Hecker (A) & Russel Hasswell (UK), Pia Lanzinger (D), Scott King (UK) & Peter Seville (UK), Local Modernities (A/D), Nils Norman (UK), Paplo L de la Barra (MEX/UK), Publish and Be Damned (UK), Anna Saunders Films (FR), Andreas Siekmann (D), Sean Synder (USA/D) and others.

7 March – 14 April 2007

Academy of Fine Arts and Design

Hviezdoslavovo námestie 18, SK-Bratislava

www.vsvu.sk

tranzit workshops, Studená 12, SK-Bratislava

Find the detailed program at www.tranzit.org

WORKSHOP No. 002

“Mirka Gaberova and Zuzana Surkosova”

The series of workshops curated by Laco Teren shows emerging artists from the young and the youngest Slovak art scene in a “spontaneous, impulsive way”. There are four more projects of “WORKSHOP No.” planned this year. This second edition introduces two upcoming personalities of the young Slovak art scene: Mirka Gaberova works with installation and video and examines comparative questions of aesthetics and ethics, while Zuzana Surkosova is a uniquely expressive painter.

Opening: Thursday, 19 April 2007, 6 pm

20 April – 20 May 2007

tranzit workshops, Studená 12, SK-Bratislava

tranzit.cz

Exhibitions

“Zbyněk Baladrán”

Zbyněk Baladrán (born 1973 in Prague) was one of the co-founders of the Prague avant-garde gallery “Display” that presented its first exhibition in 2001. Baladrán collects film excerpts,

photographs and documents from public and private archives and uses them to put together new documentary films and installations. These are backed in part by new and old sounds. He calls the results ‘non-invasive archaeology’.

23 March – 27 May 2007

Moravská galerie v Brně, Husova 18, CZ-Brno

www.moravska-galerie.cz

“Société anonyme”

The project is an experimental situation inviting ten guests (artists, collectives and artistic structures) operating in different cities of the world, to provisionally anchor in Le Plateau, Paris, in order to initiate research work and projects during a two-month exhibition. The exhibition will be an intense program of workshops, lectures and seminars.

Conception: Thomas Boutoux, Nataša Petrešin, François Piron

Participants: 16Beaver/Un groupe comme les autres (New York), b_books (Berlin), Erick Beltran (Mexico), Chto delat?/What is to be done? (Petersburg/Moscow), Curating the Library/Moritz Küng (Antwerp), Nico Dockx & Friends (Antwerp), Tere Recarens (Barcelona/Berlin), tranzit.cz/Vít Havránek (Prague), tv-tv (Copenhagen), WHW/What, How & for Whom (Zagreb).

Artist’s poster

The posters are made of low budget print material, easy to distribute. They serve as the first information or catalogue about young artists or exceptional artist’s projects. An artist’s poster by Kateřina Šeda (CZ) has already been printed. The series will continue in 2007 with posters by Jiří Skála (CZ), Miklos Erhardt (HU), Zbyněk Baladrán (CZ), Jesper Alvaer (NO), Mladen Stilinovič (SB).

Please order the posters under: kiki@mybox.cz

tranzit screenings

Thursday, 26 April 2007, 8.30 pm: 3 Films by Harun Farocki, Introduction: Helena Holmberg (SW)

Thursday, 31 May 2007, 8.30 pm: Film selection of the artist Adrian Piper (USA)

Kino Světozor arthouse, Vodičkova 41,

CZ-110 00 Prag 1

www.kinosvetozor.cz

tranzit artist’s book edition, new publications:

February 2007: “Ján Mančuška Absent”, published by tranzit.cz, JRP Ringier in English and Czech

April 2007: Kateřina Šeda”, published by tranzit.

cz, JRP Ringier, in Czech

www.jrp-ringier.com

You will find further information on projects by tranzit in Austria, Hungary, Slovakia and the Czech Republic at www.tranzit.org

Impressum / Imprint

Redaktion / editorial staff

Redaktionsbuero
www.redaktionsbuero.at
Hollandstraße 8/2
A-1020 Wien / Vienna
T: + 43 (0) 1/218 63 00-31
F: + 43 (0) 1/218 63 00-63
E-Mail: report@redaktionsbuero.at

Chefredaktion / editors-in-chief
Antje Mayer, Manuela Hötzl

Sanja Iveković "The Black File", 1976,
Detail from 12-part collage series of magazine clippings.
Courtesy: Kontakt. The Art Collection of Erste Bank Group

Innenteil / attached booklet
Sanja Iveković "The Black File", 1976,
12-teilige Collage aus Zeitungsausschnitten.
Courtesy: Kontakt. Die Kunstsammlung der
Erste Bank-Gruppe

Sanja Iveković "The Black File", 1976,
12-part collage series of magazine clippings.
Courtesy: Kontakt. The Art Collection of
Erste Bank Group

Autoren / authors
Silvia Eiblmayr, Sebastian Fasthuber,
Sybille Hamann, Florian Klenk, Antje Mayer,
Anna Politikowskaja (†), Nina Schedlmayer,
Eduard Steiner

Webmeisterin / webmaster
Petra Zechmeister

Übersetzung (deutsch – englisch) / translation (German
– English)
Roderick O'Donovan
Naomi Buck

Lektor (englisch) / copyreader (English)
Leighton Woodward

Übersetzung (russisch – deutsch) / translation (Russian
– German)
Ruth Berg

Lektor (deutsch) / copyreader (German)
Elisabeth Schöberl

Layout / layout
Collettiva Design

Redaktion Erste Bank / editorial staff Erste Bank
Christine Böhler, Boris Marte, Heide Wührheim

Besonderer Dank geht an / special thanks to
Nowaja Gaset, www.perlentaucher.de und Naomi Buck
von www.signandsight.com, Petra Götzenbrugger vom Rosa
Mayreder College, Sanja Iveković

Copyright:
© 2007, Erste Bank

DVR: 0031313

„Kontakt“ ist das Programm für Kunst und Zivilgesellschaft der Erste Bank-Gruppe.

Die Website www.kontakt.erstebankgroup.net informiert über Kunst, Wissenschaft und soziale Anliegen in Zentral- und Osteuropa und bietet einen Veranstaltungskalender, ein frei zugängliches Archiv und eine Datenbank. „Report“, unser zweimal jährlich erscheinendes Printmagazin, ist kostenlos zu bestellen. Bitte schicken Sie ein E-Mail mit Ihrer Postadresse an: kontakt@kontakt.erstebankgroup.net

„Kontakt“ is the Arts and Civil Society Program of Erste Bank Group.

The website www.kontakt.erstebankgroup.net offers information about the arts, sciences and social affairs in Central and Eastern Europe as well as providing an events calendar, a freely accessible archive and a databank. „Report“, our biannual print edition, is available free of charge. Please send an e-mail with your postal address to: kontakt@kontakt.erstebankgroup.net

Kontakt. Das Programm für Kunst und Zivilgesellschaft der Erste Bank / Kontakt. The Arts and Civil Society Program of Erste Bank Group
Erste Bank
Petersplatz 7
A-1010 Wien / Vienna
E-Mail: kontakt@kontakt.erstebankgroup.net

Die Textrechte liegen bei den Autoren. Auszugsweiser Nachdruck mit Quellenangabe ist gestattet, sofern die Redaktion davon informiert wird. Alle Rechte vorbehalten. Text, Bilder, Grafiken in dieser Publikation unterliegen dem Schutz des Urheberrechts und anderer Schutzgesetze. Der Inhalt dieser Publikation darf nicht zu kommerziellen Zwecken kopiert, verbreitet, verändert oder Dritten zugänglich gemacht werden. Einige Seiten enthalten außerdem Bilder, die dem Copyright Dritter unterliegen.

Gesetzliche Hinweise:

Diese Publikation wurde mit größtmöglicher Sorgfalt zusammengestellt. Trotzdem kann die Erste Bank für die Fehlerfreiheit und Genauigkeit der enthaltenen Informationen nicht garantieren. Die Erste Bank sichert zu, dass Ihre Angaben entsprechend den geltenden datenschutzrechtlichen Bestimmungen vertraulich behandelt werden.

The rights for texts are held by their authors. Reprinting of excerpts is permitted provided that the publishers are informed. All rights reserved. Text, images, graphics as well as their sequencing are protected by copyright and other intellectual property rights. The contents of this publication may not be copied, distributed, altered or made available to third parties. Further, some pages include pictures that are under copyright to third parties.

Legal note:

This publication has been constructed with the greatest possible care. In spite of this, Erste Bank is not able to guarantee total lack of errors and total accuracy of all the information it contains. Erste Bank guarantees that your information is treated confidentially in conformance with the provisions of the data protection laws.

akcija

Mladen Stilinović
Crveno-Roza, 1973 -1981
Rot-Pink

Kontakt. The Art Collection of Erste Bank Group